Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Friedrich Eberhard Rochow von

Der Kinderfreund oder erster Unterricht im Lesen, und bey dem Lesen

Neueste verbesserte und wohlfeilste Ausgabe, Brandenburg: in der Leichsche Buchhandlung, 1798

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

v. Rochow,

der Kinderfreund.

1798

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0001
DFG

1890. E

1. Aufl. 1776

D. g
420 c

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0002
DFG

Der

Kinderfreund,

oder

erster Unterricht im Lesen,

und bey dem Lesen,

von

Friedrich Eberhard von Rochow,

auf Reckan.

Neueste verbesserte und wohlfeilste Ausgabe.

Brandenburg,

in der Leichschen Buchhandlung,

1798.

Preiß: $2\frac{1}{2}$ Groschen.

Vorbericht.

Der Gebrauch dieses Kinder-Lesebuchs kann sehr allgemein seyn, weil nichts darin steht, was angenommenen Meynungen widerspricht, oder sie besonders begünstigt.

Aus Achtung für die itzo weit gebildetern Lehrer, als zur Zeit der ersten Ausgabe des Kinderfreundes, steht unter diesen Geschichten keine Nutzanwendung oder Lehre. Denn es ist gut für Lehrer und Kinder, diese selbst zu entwickeln und zu finden.

Auch konnte dadurch die Ausgabe wohlfeiler werden, wenn das Kind den Verstand des Lehrers nicht mit zu kaufen nöthig hat.

Zeit- Nenn- und Beywörter, die in den Geschichten enthalten sind, muß der Lehrer den Kindern erklären. Er wird daher wohl thun, sich solche vor der Schule aufzuzeichnen, und zu überdenken, was er selbst damit für einen Begriff verbindet, und wie er den Kindern diesen mittheilen will.

Zur Uebung des Achtgebens oder der Aufmerksamkeit, muß ein Kind laut, aber langsam und deutlich lesen. Die andern lesen stille mit. Da nun außer der Reihe bald ein anderes Kind zum Lautlesen aufgerufen wird, so müssen sie alle acht geben, und aufs Wort merken.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0006
DFG

1.

Das Kind.

Ein Kind ist ein kleiner Mensch. So lange das Kind klein und schwach ist, versorgen es die Aeltern. Stirbt es nicht jung, so wird es älter, größer und stärker, und muß endlich sein Brod selbst verdienen. Wer sein Brod selbst verdienen soll, der muß viel nützliches können. Aber was man nicht lernt und übt, das kann man nicht. Das Kind muß also in der Jugend viel nützliches lernen, damit es sich und andern Vortheile schaffen kann, wenn es älter und grösser wird. In der Schule kann das Kind viel nützliches lernen. Das Kind muß also gern in die Schule gehen, weil es sein eigner Vortheil ist.

2.

Was kann man in der Schule lernen?

In der Schule lernt man Acht geben, die Dinge um uns her kennen und mit ihrem rechten Namen benennen, unterscheiden, oder die Verschiedenheiten der Dinge bemerken, vergleichen, das ist, Aehnlichkeiten, oder was Dinge mit einander gemein haben, entdecken, deutlich sprechen, deutlich lesen, deutlich schreiben, aus dem Kopf und auf der Tafel rech:

rechnen, was der Mensch ist, und werden soll, verstehen. Auch manche nützliche Handarbeit, als spinnen, nähen und stricken, kann man in der Schule lernen, damit keinen die Langeweile plagt, wenn er alt, oder sonst wegen eines Schadens mit der gewöhnlichen Arbeit nicht fort kann.

3.
Die Natur.

Die Dinge um uns her sind von vielerley Art und Beschaffenheit. Es ist sehr nützlich sie zu kennen, und ihre Namen zu wissen. Da giebt es Menschen, Thiere, Bäume, Pflanzen, Steine, Wasser, Erde, Luft, Sonne, Mond und Sterne. Alles zusammen heißt mit einem Wort, die Natur.

4.
Der Mensch, oder Leib und Seele.

Was äußerlich am Menschen ist, das kann man sehen, als seine Glieder, seine Gestalt, seine Farbe. Was aber inwendig ist, sieht man nicht so leicht, als Lunge, Herz, Leber und Magen. Alles dieses muß nothwendig unbeschädigt seyn, wenn der Mensch gesund ist.

Wie nun durch die Zusammenwirkung dieser Theile das Leben erhalten und der Mensch viele Jahre hindurch Nahrung und Kräfte bekommt, das

das ist höchst bewunderungswürdig eingerichtet. Erkältung oder kalter Trunk auf Erhitzung bey der Arbeit, oder sonst Unmäßigkeit können aber diesen Bau vor der Zeit zerstören. Denn durch Erkältung stocken die Säfte in den feinsten Gefäßen, werden dort verdorben, und theilen ihre Fäulniß dem ganzen Körper mit.

Und durch Ueberladung und Unmäßigkeit jeder Art, verlieren die inwendigen Haupttheile ihre nöthige Wirksamkeit.

Wer also diese Feinde seiner Gesundheit zu vermeiden weiß, der wird seltener krank und unmuthig.

Aber im Körper ist noch etwas, das vergleichen, unterscheiden, rechnen, und sich so oder anders entschließen kann. Dieses nennt man den Geist, oder die Seele des Menschen. Sie ist völlig unsichtbar, aber daß sie da ist, sieht man alle Augenblicke an sich und andern. Beides zusammen macht den Menschen aus.

Auch die Seele kann krank werden, wie der Körper.

5.

Gesundheit des Körpers.

Wer alle seine Glieder gebrauchen, alle Speisen vertragen kann und gut schläft, dem wird die Arbeit eine Lust, und die Witterung schadet ihm nicht leicht. Einen solchen Menschen nennt man gesund.

6.

Krankheit des Körpers.

Wem es im Magen drückt, wenn er gegessen hat, und der Kopf schmerzt, wer nicht ruhig schläft, nicht gern sich beweget, weil ihm die Glieder weh thun, oder die freye Luft nicht vertragen kann, ohne Husten und Schnupfen zu bekommen, dabey er bald innerlichen Frost, und bald Hitze fühlt, der ist krank.

7.

Die Erkältung.

Kunz war leichtsinnig, und nahm nicht gern gute Lehren an. Einst hatte er an einem schwülen Tage sich im Laufen sehr erhitzt. Ein kühler Gewitterregen erfolgte, und nun stellte sich Kunz, der seinen Rock ausgezogen hatte, unter den Thorweg in die Zugluft. Sein Herr warnte ihn vor der unausbleiblichen Verkältung, aber Kunz meynte: das wäre eine Kleinigkeit für ihn — er könnte alles vertragen. Den Abend hatte er schon den Schnupfen, und war so heiser, daß er nicht laut reden konnte. Sein verständiger Herr wollte ihn nun viel warmen Fliederblumenthee trinken, und früh zu Bette gehen lassen, damit durch die hergestellte Ausdünstung (denn Verkältung ist nichts anders, als gehemmte Ausdünstung) die größere Gefahr vermieden würde. Aber Kunz sprach: der Schnupfen wäre eine Kleinigkeit,

keit, der Hals würde sich schon von selbst wieder geben — und war so wenig dazu zu bewegen, daß er vielmehr noch den Abend ausging, und spät nach Hause kam. Aber am andern Morgen war er auf eine unruhige Nacht träge, und hatte unleidliche Kopfschmerzen.

Nachmittags trat, mit einem Ekel am Essen, das Fieber ein; der Hals ward entzündet, und am vierten Tage starb Kunz an der Bräune, oder der Entzündung des Halses.

Die Verkältung war also keine Kleinigkeit.

8.

Unmäßigkeit.

Carl war hungrig und aß einmal so viel frisch gebackenes warmes Brod, daß er lange davon krank wurde. Da konnte er weder essen noch schlafen, der Kopf that ihm weh, und es drückte ihm, wie ein Stein im Magen, auch war er immer verdrießlich, und konnte nicht wie die andern Kinder froh seyn. Dabey sah er ganz gelb im Gesichte, und sein Leib war dick und hart. Hätte nicht bey Zeiten ein verständiger Arzt ihm geholfen, so hätte er leicht an den Folgen dieser Unmäßigkeit sterben können.

9.

Ich möchte gern wieder gesund werden.

Peter wolte gerne wieder gesund werden. Da fragten die Eltern einen verständigen Arzt um Rath

Rath. Dieser verordnete ihm Arzeney-Mittel, die Peter einnehmen solte. Dabey sagte der Arzt auch, was Peter thun und unterlassen müßte, wenn er bald wieder gesund werden wollte. Peter folgte der Vorschrift des Arztes in allen Stükken, und so ward er wieder gesund.

10.

Der Ungeduldige.

Klaus war krank, und die Krankheit endigte sich mit einem Ausschlag an der Haut. Ein verständiger Arzt, der ihn besuchte, rieth ihm, sich etliche Tage ruhig zu halten, und vor Verkältung zu hüten, und das Empfindliche des Ausschlages, wodurch die Krankheit gehoben würde, geduldig zu ertragen, ohne es durch Kratzen und Reiben zu vermehren. Aber Klaus folgte diesem guten Rathe nicht; er verkältete sich, und kratzte sich allenthalben wund. Dadurch wurden die Schmerzen vermehrt, und er ward immer ungeduldiger. Endlich schlug durch die oftmalige Verkältung der Ausschlag zurück, und Klaus mußte unter großen Schmerzen sterben.

11.

Der ordentliche Kranke.

Wilhelm hatte einstmals das Fieber von schlechter Verdauung. „Wollt ihr nicht zu der weisen Frau schicken?“ sprach diese; „oder zu „dem Marktschreyer?“ sprach jene unverständige

dige Frau. Hans brachte einen Mann, der Arzeney herumtrug, ins Haus, von diesem sollte Wilhelm Bergöhl kaufen und einnehmen. Einer rieth gar, sich von einem Hexenmeister das Fieber verschreiben zu lassen; und was dergleichen Thorheiten mehr waren. Aber Wilhelm sagte: „Nein, das thu ich nicht, meine Gesundheit ist „mir lieber. Es ist nicht genug, das Fieber los„zuwerden, man muß auch nachher keine schlim„mere Krankheit bekommen, als das Fieber selbst „ist. Ich will zum Prediger gehn, und was mir „der rathen wird, das will ich thun.“ Dieser war ein verständiger Mann, und für wenige Groschen Arzeney ward die Ursach des Fiebers aus dem Leibe geschaft; und da hörte das Fieber, als die Wirkung, von selbst auf. Denn ohne Ursach ist keine Wirkung.

12.

Von Seelenkrankheiten.

Ein Kind fragte seinen Lehrer, was Seelenkrankheit sey? Und dieser antwortete folgendes.

Wie der Körper seine Krankheiten hat, so giebt es auch Seelenkrankheiten, die ich dir nennen und in der Folge beschreiben will.

Die erste ist, Unwissenheit.
Die zweyte ist, Trägheit.
Die dritte ist, Unachtsamkeit.
Die vierte ist, Unzufriedenheit.
Die fünfte ist, Neid.

Die

Die sechste ist, Unverträglichkeit.
Die siebente ist, Habsucht (haben wollen).
Die achte ist, Ungeduld.
Die neunte ist, Schadenfreude.

Wer mehr oder weniger davon an sich hat, dessen Seele ist krank, weil ihm nicht wohl zu Muth ist. Auch für diese Seelenkrankheiten giebt es Rath und Hülfe. Doch besser ist nicht krank an der Seele, oder doch so geschwind als möglich, wieder gesund zu werden.

13.

Michel.

Michel war nicht in die Schule gegangen, konnte nicht lesen was gedruckt oder geschrieben war, verstand oder behielt nicht, was ihm die Leute sagten, mochte nicht gern arbeiten, und machte nichts recht. Als Michel größer und stark wurde, da starben ihm seine Aeltern. Nun wollte Michel sich vermiethen. Er ging also zu einem Herrn, und bot sich um das gewöhnliche Lohn als Knecht an. Was kannst du denn? fragte der Herr. Michel sprach: ich kann essen und schlafen, und die Knechtsarbeit will ich bey euch lernen. Nein, sagte der Herr, die mußt du schon können, oder ohne Lohn dienen. Wollte Michel nun nicht hungern, so mußte er einige Jahre ohne Lohn dienen, und die Arbeit ward ihm sehr schwer, weil er nicht von Jugend auf daran gewöhnt war.

14.

Die Langeweile.

Michel fiel auf dem Eise, verrenkte sich das Knie, und mußte lange zu Hause bleiben, bis er wieder fort konnte. Sonst war er gesund, aber die Langeweile plagte ihn, denn er konnte sich mit nichts beschäftigen. Da bat er die Leute, sie möchten ihm doch etwas erzählen, aber sie hatten, wegen ihrer Geschäfte, dazu weder Lust noch Zeit.

„Ach könnte ich doch spinnen oder stricken!" sagte Michel, „wie gut wäre das!"

15.

Die beyden Schulkinder.

Zwey Schulkinder kamen aus der Schule, und fragten einander, was sie für ein Spiel spielen wollten. Karl, der der Aelteste, aber nicht der Klügste war, sprach: Komm, wir wollen aufs große Eis gehen, und glitschen. Der kleine Wilhelm war klüger, und sagte: Karl, dahin gehe ich nicht mit. — Es hat erst wenige Tage gefroren. — Ich habe noch keinen großen Menschen auf dem Eise gesehen. — Du kannst ins Wasser fallen. — Doch Karl nahm seinen Anlauf. — Als er aber auf die Mitte kam, da brach das Eis; er kam zu Schaden, und kaum ward er, mit großer Mühe, noch gerettet.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0015
DFG

16.

Die Lügnerinn.

Liese ward von ihrer Mutter in den Garten geschickt, um von einem niedrigen Kirschbaum etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie bloß für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher es Liesen verboten, nicht davon zu naschen. Als Liese wieder kam, fragte die Mutter darnach, und Liese versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt; und die Mutter strafte sie wegen ihrer Lügen.

17.

Klaus und Fritze.

Klaus war leichtsinnig und unachtsam; Fritze aber dachte nach, und gab auf alles Acht. Einst ging Klaus aus der Stadt nach Hause; und eine Weile drauf kam Fritze denselben Weg. Da fand Fritze einen schönen Ring. Vor dem Dorfe lag Klaus unter einem Baum und schlief. Fritze weckte ihn auf, und erzählte ihm sein Glück. Da rieb sich Klaus die Augen, gähnte und sprach: „Den hätte ich auch finden können; denn „gewiß hat ihn der Herr verlohren, der mir vor „der Stadt begegnete.“ „Warum hast du ihn „denn nicht gefunden?“ antwortete Fritze. „O!

sagte

sagte Klaus, „wer kann auf alles Acht geben!“ Fritze machte darauf bekannt, daß er den Ring gefunden habe, und erhielt von demjenigen, welchem er zugehörte, zehn Thaler zum Geschenk.

18.

Die Mutter und das Kind.

Der kleine Wilhelm bat seine Mutter um Brod; da entstand unter ihnen folgendes Gespräch.

Die Mutter. Ja, mein Sohn, ich will dirs geben; aber weißt du wohl, wovon das Brod herkommt?

Wilhelm. Ihr habt es gebacken, liebe Mutter.

Die Mutter. Ja, ich nahm Mehl und Wasser, rührte es, sauerte mit Sauerteig, daß es aufging, und knetete den Teig; alsdann war Holz nöthig, den Backofen zu heizen, und als dieser gehörig warm war; da backte ich den Teig; und es ward eßbares und gesundes Brod. Sieh, mein liebes Kind, so viel gehört dazu, damit aus Mehl Brod wird. Aber wo kommt denn das Mehl her?

Wilhelm. Aus Korn. Der Müller macht es auf der Mühle.

Die Mutter. Wo kommt denn das Korn her?

Wilhelm. Das wächst aus der Erde. Mein Vater hat es gesäet.

Die

Die Mutter. Nicht allein gesäet; sondern dein Vater hat erst das Land gepflügt, gedüngt, dann den Saamen hineingesäet, und ihn untergepflügt oder eingeegget. Ist aber nun alles geschehen, mein Sohn?

Wilhelm. Nein, liebe Mutter, mein Vater hat das Korn gemähet, geharket, eingebunden, in die Scheune gebracht, und ausgedroschen.

Die Mutter. Ganz recht, mein Sohn. Aber wer hat es denn gemacht, daß der Saame aufging und fortwuchs? Wer gab dazu Thau und Regen? Und wer ließ die Sonne scheinen, damit das Korn reif werden konnte? Wer gab Gesundheit und Sicherheit zu unsrer Arbeit? Wer beschützte unser Haus und Feld vor verderblichem Wetter? Dieses alles konnte weder dein Vater, noch sonst irgend ein Mensch. Aber sieh, mein Kind, alle Menschen haben einen großen unsichtbaren Vater, der sie sehr lieb hat und für sie sorget. Gott ist sein Name. Dieser Gott, oder dieser unsichtbare Vater, thut zu unserm Besten, was wir Menschen nicht thun können, weil wir zu schwach dazu sind. Unser Leben, und alles Gute, was wir haben, das haben wir von ihm. Auch dieses Brod hättest du nicht, mein Kind, wenn Gott es nicht thäte. Er verlangt von uns für alle diese Wohlthaten nichts, als daß wir ihn durch Gehorsam ehren, lieben und uns über ihn freuen sollen. Wenn du willst, will ich dir künftig noch mehr von Gott erzählen. Erinnere mich daran.

Wil-

Wilhelm. O ja, liebe Mutter, das will ich gerne thun.

19.

Leckermaul.

Leckermaul war von seinen Aeltern verzärtelt worden. Er aß dies und jenes nicht. Er tadelte das Essen, und stiftete dadurch viel Böses unter seinem Mitgesinde, so daß die Speisen, die wohl hätten können mit Danksagung gegen Gott gegessen werden, oft verachtet wurden und stehen blieben. Er aber kaufte sich Semmel, oder Kuchen und Kaffee, und verbrachte damit liederlich seinen Lohn. Lange blieb er auch nicht bey einem Herrn, sondern ward bald abgedankt, weil er allenthalben Verdruß anrichtete. Als einst eine Theurung kam, bettelte Leckermaul aus Noth auch vor der Thür einer gewissen Herrschaft, deren Essen er oft verachtet hatte, und erhielt mit Mühe ein Stück schimmlicht Brod.

20.

Der Baumverderber.

Hans that gern unnütze und böse Dinge. Wenn er die Pflugeisen von der Schmiede holte und unterweges einen jungen Baum sah, so machte er sich daran, und probirte die Eisen, ob sie scharf wären. Der Herr des Dorfs hatte zwo Reihen Obst- und Maulbeerbäume an den Weg setzen las-

sen, und sah immer mit Verdruß, das sie beschädigt waren. Er ließ daher so lange auflauren, bis Hans dabey betroffen wurde. Er ward empfindlich gestraft, und mußte seinen halben Lohn daran wenden, die beschädigten Bäume zu bezahlen. Da sagte er: „Ich habe nicht allein Schaden gethan, andere haben auch Bäume beschädigt.“ Darauf antwortete der Herr: „Aber dich haben wir bey Beschädigung der Bäume angetroffen, und die andern nicht. Hast du andere gesehen, welche die Bäume beschädigen, so hättest du es angeben, aber nicht nachmachen müssen.“

21.

Die ungleichen Brüder.

Karl ehrte seine Aeltern, denn er gehorchte ihnen, und hütete sich sorgfältig, ihnen Verdruß zu machen. Klaus that aber, was ihm gut dünkte, schlug alle gute Lehren seiner Aeltern und Lehrer in den Wind, und machte, weil er unverständig handelte, seinen Aeltern manches Herzeleid.

Als sie beide groß wurden, bekam Karl bald einen guten Herrn, bey dem er Brod hatte. Er heirathete eine fromme und fleißige Frau, mit welcher er vergnügt lebte.

Klaus aber blieb grob, dumm und faul. Er bekam aber immer den schlechtesten Herrn; denn kein guter Herr konnte ihn leiden, oder mochte

ihn

ihn behalten. — Als er alt wurde, da bettelte er vor Karls Thür.

22.

Der kleine Dieb.

Der kleine Peter hatte oft seinen Aeltern und Geschwistern Kleinigkeiten an Eßwaaren und andern Sachen weggenommen. Als ihn endlich seine Mutter darüber betraf, sagte sie es dem Vater; und sie wurden eins, deswegen das böse Kind hart zu züchtigen. Da nun Peter sehr weinte, und vorwenden wollte: „Er hätte ja nur „eine Kleinigkeit weggenommen;" so sagte der verständige Vater: „Eben darum strafe ich dich „hart, damit du nicht bey Kleinigkeiten lernest, „Dinge von größerem Werthe stehlen, und end„lich am Galgen sterben müssest."

23.

Das Bild oder der Schein betrügt.

Wilhelm sah in einem Teiche bey stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. „Vater," sprach er, „kommt eilig in den Garten, es ist „ein großes Feuer in dem Teiche." Der Vater lachte und ging mit ihm hin. „Seht ihr „nicht, Vater, wie es brennt?" rief Wilhelm. „Ich sehe es wohl, mein Sohn," sprach der Vater, „aber es ist das Bild der über uns ste„henden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt.

„Doch

„Doch ich will dich überzeugen, daß es kein Feuer „ist.“ Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Wiederschein der Sonne; und als er sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen, und fand sie naß und kalt. Als sie zurückkehrten, da verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre. „Mein Sohn,“ sprach der Vater, „das Bild der Sonne ist nicht „die Sonne selbst; dein Bild im Spiegel bist „du nicht selbst; denn zwischen dem Bilde und „dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. „Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und darum brauchst du den Unterricht erfahrner Leute, „damit du lernest, nicht gleich einem jeden Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand „die Dinge zu prüfen.“

24.

Die Mausefalle.

Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Mausefalle von Eisendrat herum, und rochen den Speck, der darin war. Die alte versuchte lange, zu dem Speck zu kommen, ohne in die Mausefalle zu kriechen; denn es schien, als ob sie eine Gefahr dabey besorge. Als es aber nicht anging, da lief sie weiter. Allein die junge Maus bedachte sich nicht lange, sondern kroch hin-

hinein, als sie oben eine Oeffnung fand, und fraß den Speck begierig auf. Als sie satt war, da wollte sie ihre Freyheit suchen, aber diese war verlohren, und sie war gefangen.

25.

Das Vogelnest.

Karl nahm alle Vogelnester um das ganze Dorf heraus, fing die Alten bey dem Neste, und quälte dann die Vögel, bis sie todt waren. Dadurch gewöhnten sich alle Vögel von dieser Gegend weg; und im Frühjahr, da sonst durch den Gesang der Vögel alles erfreuet wird, war es bey diesem Dorfe traurig und stille. Aber es gab auch so viel Raupen und Gewürm daselbst, daß die Leute kein grünes Blatt behielten, und also von ihren Bäumen kein nützliches Obst bekamen.

26.

Von Nahrungsmitteln.

Eine Frau, die entweder geizig, oder unverständig, oder sehr arm war, gab ihren kleinen Kindern nichts als Mehlsuppe oder Ertoffeln, ohne genugsames Salz, zu essen. Da bekamen die Kinder blasse Gesichter und dicke Leiber, und eins starb nach dem andern hin. Als sie nun über ihren Verlust einsmals sehr weinte, da sagts ihr ein verständiger Mann, der es wohl wußte. „Ach," antwortete sie ihm, „wie weiß unser

eine

„eine das? Und denn ist das Salz theuer. Er„toffeln in der Asche gebraten, und Mehlsuppe, „ist bald gemacht, und man wird doch auch satt „davon.“ „Liebe Frau,“ sprach der verständige Mann. „satt werden ist nicht die Hauptab„sicht des Essens, sondern dadurch genährt und „gestärkt zu werden. Und beydes würde besser „geschehen seyn, wenn ihr euren Kindern, je öf„ter je lieber, zwischen den Ertoffelmahlzeiten, „auch hättet bloße gesalzene Brodsuppen und „Buttermilch mit Brod essen lassen, oder die „vortreflichen gesunden gelben Rüben statt der „Ertoffeln zur gewöhnlichen Kinderspeise gewählt „hättet. Gewiß, eure Kinder lebten noch, und „blühten wie die Rosen. Denn es ist nicht alles „gesund, was man essen kann, nicht zu allen „Zeiten dasselbe, und manches hört nur auf „schädlich zu seyn, durch die Verbindung, in „welcher es genossen wird.“

„Nun,“ sprach die Frau, „wenn ich wieder „Kinder bekomme, will ichs doch auch so ma„chen.“

27.

Allzuviel ist ungesund.

Wenn Michel auf eine Hochzeit, oder ein anderes Fest eingeladen war; so aß und trank er so viel, daß er Sinne und Verstand verlohr, und hernach krank wurde. Während des Trinkens, ehe er völlig betrunken war, fing er mit den

den Leuten allerley Händel an, so daß er noch ohnehin braun und blau geschlagen nach Hause getragen wurde. Denn er glaubte, das hieße einen Ehrentag feyern, und sich recht lustig machen; und darum würde so gut Essen und Trinken aufgetragen, damit ein jeder sich krank essen und um den Verstand trinken sollte. Aber Christoph hatte auch wenig Gutes von seinen Aeltern und in der Schule gelernet, und kein verständiger Mensch war gern in seiner Gesellschaft.

28.

Die neidische Nachbarinn.

Eine Bauerfrau hatte ein treflich Ackergut, und Vieh, so gut als einer im Dorfe; und doch gönnte sie keinem Menschen etwas Gutes. Des Abends, wenn das Vieh zu Hause kam, stellte sie sich in die Hausthür, und ärgerte sich, wenn eine gute Kuh vorbey ging, die dem Nachbar gehörte. Wenn sie auf dem Felde guten Flachs sah, der ihr nicht zugehörte, so sprach sie: „Ich „weiß nicht, wie es die Leute machen. Ihnen „geräth alles, und mir gelingt nichts.“ Gleichwohl gewann sie dabey nichts, schadete sich vielmehr. Denn weil sie sich immer ärgerte und zankte, war sie auch beständig kränklich, und starb in ihren besten Jahren am Gallenfieber, als einst des Schulzen Frau, von einem entfernten Verwandten, hundert Thaler geerbet hatte.

29.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0025
DFG

29.

Der Selbstbetrug.

Zwo Frauen, die sich seit langer Zeit gramm gewesen waren, begegneten sich an einem Brunnen, und jede wollte zuerst Wasser schöpfen. Denn jede behauptete: ihr Vieh könne keinen Augenblick länger warten. Hierüber geriethen sie in ein langes heftiges Gezänke, und mußten endlich, unter dem Gelächter aller Nachbarn, von ihren Männern aus einander gebracht werden. Das Vieh, um welches sie so besorgt gewesen, hatte indeß stundenlang Durst leiden müssen.

30.

Der Heuchler oder Augendiener.

Klaus diente bey einem Herrn, der, weil er noch andere Geschäfte hatte, nur zuweilen, und nicht alle Stunden nach seinen Leuten sehen konnte. Diese Stunden merkte sich Klaus. Wann er nun wußte, daß sein Herr kommen würde, dann arbeitete er, als wenn er sich todt arbeiten wollte. War der Herr weggegangen, so ließ er die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. In der Kirche stellte er sich fromm an, seufzete und weinete. Aber heimlich übte er die liederlichsten Streiche aus. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener; denn Klaus sprach oft mit ihm davon, daß es Unrecht sey, faul und

untreu

untreu zu seyn, und klagte über die andern, wie viel er seiner Treue wegen von ihnen leiden müßte. Einst aber betraf ihn sein Herr unversehens über einen wichtigen Diebstahl, und als er gefangen gesetzt wurde, da kamen alle seine bösen Streiche an den Tag. Er ward doppelt gestraft.

31.

Der böse Knecht.

Hans war von schlechten Aeltern erzogen, und kam in der Jugend zu einem liederlichen Herrn, der auf das Seinige nicht Achtung gab. Da ward er denn vollends liederlich.

Des Nachts lag er im Wirthshause, und des Tages schlief er auf dem Felde bey dem Pfluge, oder wo er sonst allein war. Das Vieh übertrieb und überjagte er; aus der Stadt kam er stets betrunken; und so warm als das Vieh denn war, so warm brachte er es auch entweder an die Krippe, oder ins Wasser. Sein Gespann bestand auch stets aus lahmen und blinden Pferden; und sein Herr verlohr durch seine Liederlichkeit in kurzer Zeit das ganze Gespann Pferde. Endlich starb er selbst, elend, arm, und von niemand beklagt.

32.

Der Furchtsame.

Ein Schornsteinfeger ging spät zurück nach der Stadt. Ihm begegnete Hans, den sein Herr mit Pflugeisen nach der Stadt geschickt hatte.

Als

Als nun beyde an der Ecke eines Busches zusammentrafen, da erschrack Hans gewaltig; denn er war von seinen unverständigen Aeltern wenig zur Schule gehalten worden, und hatte daher von der Thorheit und Schädlichkeit des Aberglaubens, und daß es durchaus und überall keine Gespenster und Hexen gäbe, nichts gehöret. Er warf also die Pflugeisen eilig weg, sprang und lief, so schnell er konnte, über Graben und Zäune nach Hause. Der Schornsteinfeger, der seiner Furcht spottete, nahm die Pflugeisen auf. Als Hansens Herr nach den Eisen fragte, waren sie nicht da. Und Hans hatte sich so erhitzt, und geängstet, daß er ein Fieber bekam, woran er beynahe gestorben wäre. Er blieb beständig dabey, er hätte ein schwarzes Gespenst gesehen. Nach einiger Zeit schickte des Schornsteinfegers Herr dem Bauer die Pflugeisen wieder. Die Geschichte kam an den Tag; und Hans ward von Kindern und Alten verlacht, und seiner kindischen Furcht wegen verachtet.

33.

Aberglauben.

Ein Bauer hinterließ ein schönes Ackergut, und nur einen Sohn.

Als der Vater noch lebte, vermahnte er den Sohn oft zur Arbeit, und sagte: „Hans, wer „fleißig arbeitet, der hat Brod; aber der Faule „muß darben.“ Doch Hans ging lieber in die Schen-

Schenke, und hörte gern etwas Neues. Als der Vater todt war, da that Hans vollends gar keine Ackerarbeit mehr; sondern kam nicht eher aus der Schenke weg, als bis er nach Hause zu Bette ging. Einst kam ein Bergmann in die Schenke, ein listiger Betrüger. Hans sprach und trank mit ihm. Da merkte denn der Bergmann bald, daß Hans dumm und unwissend sey. Er fing also vom Schatzgraben zu reden an, und rühmte, daß er verschiedene Schätze wüßte. Das gefiel Hansen wohl. Er bezahlte einen Krug Bier nach dem andern für den Bergmann, und beym Trunk wurden sie recht vertraut. Da erfuhr Hans vom Bergmann, daß im nächsten Busch ein Schatz stünde. „Bruder! sagte der Bauer, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn denn nicht schon gehoben?" „Ja," sagte der Bergmann, „das geht nicht sogleich — Ich bin arm — Wenn ich drey und dreißig Thaler, drey Groschen, drey Pfennige, in Gold, Silber, und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz herauflocken könnte; dann wollte ich ihn gleich haben." „Bruder!" rief Hans voller Freuden, „soviel habe ich eben in der Tasche, und wol mehr. Ich habe heut ein Pferd verkauft — Zwölf Dukaten, drey Silbergroschen, und ein Kupferdreyer — Nicht wahr, das macht drey und dreißig Thaler, drey Groschen, drey Pfennig, und ist dreyerley Geld?" „Gut," sagte der Bergmann, „um zwölf Uhr in der Nacht gehn wir hin, und du sollst die Hälfte

vom

vom Schatz haben, weil du das Geld hergiebst." Sie gingen also hin in den Busch. Der Bergmann nahm die drey und dreißig Thaler, drey Groschen, drey Pfennig in Empfang; stellte Hansen an einen Eichbaum, und verbot ihm bey Lebensgefahr, zu reden; gebot ihm dagegen, dort drey Stunden still zu stehen. Indeß der Bauer still stand, so ging der Bergmann mit dem Gelde über die Grenze und davon. Am Morgen kam der Bauer, der lange gefroren, und gewartet hatte, zu Hause. Und wem er sein Unglück erzählte, der lachte ihn aus.

34.

Irrthum in der Ursache, oder Davon kommt es nicht.

„Ja! wenn ich nur einen Lappen von einem Gehenkten hätte, meine Pferde damit täglich abzuwischen — dann sollten sie schon zunehmen und gedeyhen."

So sprach Michel zu einem verständigen Herrn, bey dem er eben als Knecht zu einem Gespann magrer Pferde gekommen war. Der Herr schüttelte den Kopf und lachte. Michel aber wollte seine Meynung dadurch beweisen, daß, wo er zu Hause gehöre, da sey auch ein Knecht zu ein Gespann magrer Pferde gekommen, doch der sey bald des Nachts zu einem Galgen gelaufen, und habe dort dem Gehenkten den Lappen abgerissen.

Als

Als er nun damit die Pferde täglich abwischte, so wären sie zu aller Leute Verwunderung, immer kräftiger und fleischiger geworden.

„Also meynst du," sprach der Herr, „daß bloß der Lappen vom Gehenkten, die Pferde fett gemacht hatte?"

Michel antwortete: „Ja, Herr! was sonst? Vorher waren sie so schlecht, daß sie kaum gehen konnten." Der Herr sagte: „Davon, wovon du meynst, kommt das nicht, und kann es auch nicht kommen. Aber wenn du willst, so will ich dir von dieser thörichten Meynung helfen. Antworte mir nur auf meine Fragen. Hatte der Knecht, der den Lappen des Nachts vom Galgen holte, seine Pferde lieb?" Michel antwortete: „Ja, Herr! sonst würde er die Mühe sich nicht gegeben haben." Der Herr fragte ferner: „Wer die Pferde liebt, und wünscht, daß sie zunehmen sollen, läßt der sie etwan auch hungern und dursten? oder überjagt er sie? oder ladet er mehr auf, als sie ziehen können? oder giebt er ihnen unreines schlechtes Futter, auch wohl zur Unzeit, wenn sie erhitzt sind? oder läßt sie ungeputzt auf unreiner Streu verderben?" „Nein, Herr!" rief Michel, „das wäre ein böser Knecht, der das thäte." Nun, sprach der Herr: „Wenn der Knecht, von dem du sagtest, er habe sich nicht gescheut, aus Liebe zu seinen Pferden, des Nachts vom Gehenkten einen Lappen zu holen, damit einen so großen Beweiß seiner Liebe zu den

Pfer-

Pferden gab: Meynst du wohl, Michel, daß er es an ihrer Wartung und Pflege werde haben fehlen lassen? Und wenn das ist, was ist natürlicher, als daß die Pferde, die bey dem vorigen Knecht schlecht geworden, bey diesem, der so gern ihnen aufhelfen wollte, wieder in bessern Zustand gekommen sind? Was meynst du dazu?"

Michel antwortete: „Herr, ihr möget wohl recht haben. Aber in meinem Dorfe glaubten alle Leute, daß es der Lappen gethan hätte."

35.

Die Aufhetzerinn.

In einem gewissen Dorfe war eine Frauensperson, die ging aus einem Hause ins andre, und sagte den Leuten wieder, was der oder die von ihnen geredet hatten. Ehe man sichs versah, verzürnten sich dann die besten Freunde. Verwandte, Schwiegerältern, Brüder und Schwestern geriethen in die bitterste Feindschaft.

Zankten sich nun erst ein paar Familien, so war sie ihres Gewerbes und Verdienstes gewiß. Denn da wußte sie, durch listige Reden, die Neugier so rege zu machen, daß ihr die einfältigen Leute gaben, was sie forderte, nur um zu erfahren, was ihr Feind von ihnen gesprochen hätte.

Die Bosheit dieser Person blieb lange verschwiegen; denn sie verbot jedwedem, es ja nicht zu sagen, von wem er seine Nachrichten hätte. Endlich kam ein verständiger Prediger in dieses

Dorf,

Dorf, der die Art solcher Leute kannte. Er predigte daher oft über diese Sache. Und weil er alles so genau beschrieb, wie es solche Leute machten, die beym Aufhetzen und Plaudern ihren Vortheil suchten; so ward aus der Gemeine jemand überzeugt, ging hin zum Prediger, und offenbarte ihm alles. Als dieser es der Obrigkeit meldete, da ward die Aufhetzerinn gefangen gesetzt, und mußte drey Tage lang, an jeder Thür, wo sie Feindschaft angerichtet hatte, schimpfliche Strafe leiden.

36.

Die Folgen des Unfriedens.

Eine Dorfschaft Bauern lebte lange in Frieden und Wohlstande. Einst aber, als die neue Kirche gebaut wurde, verzürnten sich die Frauen darüber, daß sie sich nicht vereinigen konnten, wer auf der ersten oder zwoten Bank sitzen sollte? Da kam Feindschaft und Plauderey unter die Leute; woraus Zänkereyen im Umgang und vor Gericht entstunden, also daß sie aus Verdruß, und wegen beständiger Processe ihre Wirthschaft versäumten, und große Unkosten hatten. Und es währte nicht eines Mannes Leben, so hatten sie sich alle arm gezankt.

37.

Der Hehler.

Hehlemann stahl selber nicht, aber die Diebe kamen bey ihm zusammen. Und weil er Bier schenk-

schenkte; so verzehrten sie bey ihm viel, aus dem Verkauf des Gestohlnen, gelösetes Geld. Auch verkaufte Hehlemann selbst für die Diebe das Gestohlne. Endlich ward die Diebesbande gefangen, und Hehlemann von ihnen angegeben, der denn mit ihnen zugleich gestraft wurde.

38.

Die bösen Bauern.

Die Bauern zu Bösendorf waren in der ganzen Gegend im übelsten Rufe. Aber es waren auch recht böse Leute: denn sie verrückten heimlich die Grenzen ihrer Herrschaft und ihrer Nachbarn; und wo ihr Ackerstück an eine Haide oder Anger traf, da pflügten sie alle Jahre etwas ab, und wollten auf solche ungerechte Weise ihren Acker, zum Schaden derer, denen das übrige gehörte, vermehren.

Ihr Vieh hüteten sie oft in Schonungen, oder auf andern verbotenen Plätzen, wenn sie wußten, daß keine Aufsicht war, oder ließen es ohne Hirten in Schaden laufen. Wem sie etwas zu geben hatten, an Korn oder Zehend, den betrogen sie, wo sie konnten. Und Holz stohlen sie, wo nur etwas zu stehlen war. An ihre Kinder wendeten sie nichts, und gönneten ihnen nicht einmal den Schulunterricht. Sie selbst aber kamen so selten, als möglich, in die Kirche, den einzigen Ort, wo sie doch noch etwas gutes hätten hören, und von ihrem Unrecht überzeugt werden können. Aber

bey

bey allen diesem Trachten nach unrechtem Gut blieben sie doch bettelarm, und kamen auf keinen grünen Zweig, und waren, wie schon gesagt ist, in der ganzen Gegend verachtet.

39. Der Verschwender.

Als einsmals im Merz die Sonne warm schien, Veilchen blühten, und Lerchen sangen, da trat ein Schäfer vor seine Thür, und sprach zu sich selbst: Bist du nicht ein Thor, daß du den Heuboden so schonst. Was soll dir das Heu? Es wächst alle Tage mehr Gras zu, und ist jetzt schon genug da, daß die Schaafe leben können. Sogleich ging er in den Schaafstall, und hieb die Stangen entzwey, worauf das Heu lag, so daß es in großen Haufen in den Stall fiel. Als die Schaafe nach Hause kamen, und die Menge Heu gewahr wurden, da suchten sie sich das Beste heraus, und das andre, welches sie, ordentlich und mäßig vorgelegt, wohl auch gefressen hätten, das traten sie nun unter die Füße. Aber etwa nach acht Tagen änderte sich die Witterung; es fror und schneyte gewaltig; die Schaafe mußten viele Tage zu Hause bleiben, und der Schäfer gerieth in Gefahr, Hungers wegen, seine ganze Schäferey zu verlieren.

40. Der Geizige.

Klaus hatte Geld genug, aber er fürchtete sich, es anzuwenden, auch wenn es zu seinem eignen

Besten gereichte. Unter andern war sein Ofen so schadhaft, daß er neu gesetzt werden mußte, und es ward ihm oft gesagt, daß, wenn er einfiele, das Feuer Schaden thun könnte. — Aber Klaus kehrte sich nicht daran, und heizte lieber gar nicht ein. Doch zwang ihn einst die bittre Kälte des strengen Winters dazu, daß er einheizen mußte; und als eben keiner in der Stube war, fiel der Ofen des Morgens zusammen. Das Feuer ergriff den nahen Flachs an den Spinnrädern, darauf die nicht weit davon stehende Lade, dann das Bette. Nun ward Lärmen im Dorfe. Klaus, der in der Scheune war, eilte herbey und wollte sein Geld retten. Indeß kamen die Spritzen, denn es brannte schon zum Dache heraus; und weil keiner mehr das Haus erhalten konnte, ward es eingerissen, um wenigstens die übrigen Gebäude, ja das ganze Dorf zu retten. So löschte man denn auch glücklich das Feuer; aber man vermißte Klausen. Als nun der Schutt aus einander gebracht wurde, da fand sich sein Körper vor der verbrannten Lade bey dem Gelde liegend, welches er retten wollte, wo er vermuthlich vom Dampf erstickt war.

41. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwey von den Einwohnern eines mit der völligen Aernte durch den Blitz eingeäscherten Dorfs, wur-

wurden von ihrer Gemeine in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beysteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist „genau," sprach einer zum andern, „hier wird es „nicht viel geben!" Nun wurde der Herr des Hofs die Fremden gewahr, und indeß er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück, und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Gelde gab, und noch versprach: eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeine zu schicken. Ja sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, ihrem Wohlthäter, während des Frühstücks, es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sey, da sie ihn, wegen des vorhin um eine Kleinigkeit dem Knecht gegebenen Verweises, für sehr genau gehalten hätten.

„Lieben Freunde," war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu „Rathe hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, „wohlthätig seyn zu können."

42. Die

42. Die Reisenden.

An einem Scheidewege, wo drey Wege abgingen, fanden zwey Reisende einen Menschen, und fragten ihn freundlich, welchen Weg sie nehmen müßten, um nach einer gewissen Stadt zu kommen, und weil ihnen viel daran gelegen war, so versprachen sie ihm eine Belohnung, wenn er es ihnen mit Gewißheit sagen würde. Dieser Mensch wußte nun nicht gewiß, welches der rechte Weg nach der Stadt wäre; aber die Belohnung reizte ihn. Er that, als wenn er es wüßte, und sprach: Der mittelste Weg führt gerade nach der Stadt; denn ich komme von dort her. Die Reisenden gaben ihm das Versprochene, und gingen fort. Als sie lange gegangen waren, und endlich in ein Dorf kamen, da erfuhren sie, daß sie gar nicht auf dem Wege nach der Stadt, sondern einen vergeblichen Weg gegangen wären. Das verdroß die Reisenden sehr, und sie nannten den Wegweiser einen Betrüger und Bösewicht, der ihrer gespottet hätte.

43. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens.

Ein verschuldeter, aber arglistiger Bürger erfuhr, daß Hans, der weder lesen noch schreiben konnte, Geld geerbt hätte, und es gern auf Zinsen ausleihen wollte. Er ging also zu Hansen und versprach ihm sechs Thaler, für jedwedes hun-

hundert Reichsthaler, jährlich an Zinsen zu geben, ihm sein Brauhaus zu verschreiben, auch das geliehene Geld in einem Jahre wieder zu bezahlen; doch mit dem Bedinge, daß Hans es nicht unter die Leute bringen sollte. Das gefiel Hansen wohl; er holte das Geld, nebst Feder, Papier und Tinte. Der Bürger schrieb einen ganzen Bogen voll nichtswürdiger Possen hin, und statt seines Namens, einen Namen, den keiner aussprechen konnte. Der Bauer verwahrte diesen Bogen sorgfältig, und der Bürger nahm das Geld. Kurz darauf ging der Bürger in die weite Welt. Laß ihn laufen, sprach Hans, ist mir doch das Haus verschrieben, und das ist mehr werth, als die Schuld. Da machte sich Hans auf den Weg, und meldete sich bey dem Rathe der Stadt. Aber als er den Bogen in den Gerichten vorzeigte; so ward er abgewiesen, weil nicht ein Wort von einer Schuldverschreibung darauf stand. Des Bürgers anderweitige Schulden wurden bezahlt; denn die hatten sich besser als Hans vorgesehen. Nur Hans ging leer aus.

44. Vom Nutzen der Obrigkeit.

In einem Dorfe wohnten vier ordentliche, oder solche, die Ordnung und Recht liebten, und zwölf unordentliche Wirthe, das heißt solche, die sich nach nichts, als nach ihren eigenen Willen richten wollten, und zum allgemeinen Besten nichts beytragen mochten. An dem Felde dieses

Dorfs

Dorfs floß ein kleiner Fluß, der bey großem Wasser oft die Dämme durchbrach, und durch Ueberschwemmung Aecker und Wiesen beschädigte. Die vier ordentlichen Wirthe dämmten, und thaten ihr mögliches; aber es war für sie zuviel Arbeit. Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht helfen, und aus Eigensinn lieber Schaden leiden, als den andern behülflich seyn. In ihrem Dorfe war es so morastig und tief, daß im Winter ihr Vieh stecken blieb, und keiner ohne Müh und Schaden den Dünger vom Hofe bringen konnte. Die vier ordentlichen Wirthe sagten oft: „Laßt „uns alle heisen, und das Dorf mit Feldsteinen „pflastern." Die zwölf unordentlichen aber wollten nicht, sondern nahmen allerley andre Dinge vor, und der Ackerbau war ihre geringste Sorge. Es war viel entlegener schlechter Acker bey dem Dorfe, und das Dorf hatte wenig Holz; denn es war von jeher schlecht damit hausgehalten worden. „Laßt uns Schonungen machen," sprachen die ordentlichen, „und Holzsaamen dar„ein säen, und das Vieh hüten, daß es das „junge Holz nicht abfrißt, bis es groß wird: so „haben doch wenigstens unsre Kinder Holz zu „erwarten." „Das wär uns eben recht," sprachen die unordentlichen, „jetzt jagen wir unsre „Pferde aus dem Dorfe, und lassen sie laufen, „wohin sie wollen; alsdann müßten wir dieses ja „unterlassen." Kurz sie hielten in allem Guten das Widerspiel. Endlich bekam dieses Dorf eine

ordent-

ordentliche Obrigkeit. Da ward es anders. Die Rechtschaffenen wurden gelobt und geschützt, die andern mußten sich Ordnung und Recht gefallen lassen, und die Widerspenstigen wurden gestraft.

45. Die Strafe.

Es war ein Mensch in einem Dorfe, der viel Geld hatte, und, weil er sehr unverständig war; so bildete er sich auf seinen Reichthum viel ein, und wollte alles mit Geld zwingen. Dieser Mensch hatte einmal eine böse Handlung begangen, und sollte andern zum Exempel gestraft werden. Die Obrigkeit hatte eine öffentliche Leibesstrafe für ihn bestimmt, um seinen Stolz zu demüthigen. Gleich war er mit seinem Gelde bereit, und wollte sich von der Strafe loskaufen. „Nein," sagte die Obrigkeit, „du hast öffentlich und aus Uebermuth gesündigt, du mußt „auch öffentlich beschämt, und gestraft werden. „Der Reiche muß eben sowohl Recht thun, und „der Ordnung sich unterwerfen, als der Arme." Da lobten alle Leute im Dorfe die Gerechtigkeit dieses Ausspruchs, und ein jeder ward dadurch zufrieden gestellt und gebessert.

46. Ursach und Wirkung.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sprach Karl, „ich kann es zu nichts bringen, ich bin immer „verdrießlich, die Leute sind mir nicht gut, und ich werde oft gestraft." „Das will ich dir sagen,"

gen," antwortete Fritze: „du bist kein fleißiger „Arbeiter, du hast ein böses Gewissen, du bist „feindselig gesinnt gegen andere Menschen, und „thust oft solche Handlungen, welche die Obrig„keit strafen muß. Und das kann also nicht anders seyn; denn auf solche Ursachen folgen solche Wirkungen.

47. Laß ab vom Bösen und lerne Gutes thun!

Wenn man oft dieselbe Handlung wiederholt, so gewöhnt man sich daran, und endlich hält es schwer, sie zu unterlassen. Doch wenn die Handlung uns und andern schädlich ist, so müssen wir sie uns abgewöhnen. Wenn wir nur erst den Schaden, welchen das Böse bringt, einsehen, dann erschrecken wir über unsre Gefahr; wie einst Christoph erschrack, der zum Zorn und zum Schimpfen und Schelten bey der geringsten Gelegenheit sich gewöhnt hatte. Ein verständiger Mann erzählte ihm, daß vor kurzen ein Mensch, der einen andern im Zorn erschlagen hatte, sey enthauptet worden. Das kann dir auch noch wiederfahren, dachte Christoph, und sprach: Ich bin auch oft zornig und zufahrend. Wie mache ich es wohl, daß ich den Fehler los werde? Da rieth ihm der verständige Mann, so gleich zu denen, die er im Zorn beleidigt hätte, zu gehen, ihnen seinen Vorsatz, sich das zornige Wesen abzu-

zugewöhnen, aufrichtig zu melden und sie um Verzeihung wegen des geschehenen zu bitten. Dabey aber gab er noch den Rath, täglich an diesen Vorsatz oft zu denken und alle Gelegenheit zum alten Fehler dadurch zu vermeiden, daß Christoph gleich wegginge, wo sich Anlaß zu Zank und Streit fände.

48. Der Herr kömmt.

Hans und Michel zankten sich bey der Arbeit, und nachdem sie sich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorn gereizt hatten, wollten sie sich auch schlagen. Aber indem sie schon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihr Herr ihnen zu Gesichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und ein jeder ging still zu seinem Geschäfte.

So wie hier der bloße Gedanke: „was wird „dein leiblicher Herr von deiner Handlung urtheilen?" den Ausbrüchen einer der heftigsten Leidenschaften augenblicklich Einhalt that; so vermag es gewiß auch, in allen Gelegenheiten zur Ausübung einer Sünde, der Gedanke an den alles wissenden, und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Gott vergessen ist die wahre Ursach der Sünde.

Sagt also niemals: die Verführung war mir zu stark; die Versuchung zu unüberwindlich. — Der Teufel verblendete, verleitete mich. — Bekennt vielmehr: Ich dachte nicht an Gott; ich glaubte nicht, daß Gott denen, die ihn suchen, das ist, die aus Liebe zu ihm das Gute thun,

und

und das Böse lassen, ein Vergelter seyn werde; ich hatte nicht genug Fleiß daran gewendet, mit Gottes Wort im voraus meine Seele zu nähren und zu stärken; ich hatte dessen Erklärung in der Predigt versäumt; den Umgang der guten Menschen vermieden, die Gesellschaft der Bösen und Leichtsinnigen aber gesucht; ich glaubte nicht, daß es nöthig sey, mich selbst kennen zu lernen, und zu welcher Art Sünden ich am meisten geneigt sey; am wenigsten hatte ich mir Mühe gegeben, bösen Gedanken zu widerstehen und böser Gewohnheiten loszuwerden. Hätte ich das ehrlich und lange genug geglaubt und gethan; gewiß, mich hätte weder ein Mensch noch ein Geist zum Bösen verführen können.

49. Gute Vorsätze.

Ich will in der Schule recht Acht geben, damit ich geschickt und gut gesinnt werde.

Ich will alles gerne und willig thun, was meine Aeltern, mein Lehrer und meine Herrschaft mir befehlen.

Ich will immer fleißig seyn, damit ich der Arbeit gewohnt und kundig werde.

Ich will mich richten nach guten Rath, und den Umgang der Bösen meiden.

Ich will mäßig seyn in allen Stücken. Meine Gesundheit schonen, nicht zänkisch, neidisch, sondern verträglich und bescheiden seyn, gegen alle, die mit mir umgehen.

Ich

Ich will zufrieden und fröhlich seyn, bey dem was ich habe.

Ich will nicht ängstlich sorgen, sondern Gott vertrauen, daß bey redlichen Fleiße mir das nöthige nicht mangeln wird.

50. Tugend.

Wer durch viel Uebung sich gewöhnt hat, daß er gerne thut, was Gott und allen rechtschaffnen Menschen darum gefällt, weil es recht und nützlich ist, der übt die Tugend, oder ist tugendhaft. Ein solcher Mensch möchte nun gern täglich noch besser werden, oder wachsen in der Erkenntniß und Geschicklichkeit, weil es ihm Freude macht, wenn ihm nützliche Arbeit gelingt. Und so kann er froh leben und sterben.

51. Das aufrichtige Kind.

Sophie war aufrichtig und offenherzig gesinnt. Wenn sie etwas nicht wußte, weil sie nicht recht Acht gegeben hatte, so gestand sie es dem Lehrer gleich und sprach: „Ich habe nicht recht Acht „gegeben, aber ich will mich bessern. Ich bitte, sagen Sie es mir noch einmal.“ Wenn sie sonst worin gefehlt hatte, und es ihr von ihren Aeltern verwiesen wurde; so begehrte sie sich nicht zu entschuldigen, oder ihren Fehler zu verkleinern; sondern sie sprach: „Ich habe Unrecht, und ver„diene Strafe, will sie auch leiden; aber werdet „mir nur nachher wieder gut, liebe Aeltern.

„Denn

„Denn das betrübt mich am meisten, daß ich „eurer Liebe entbehren soll."

52. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden.

Christian war in der Jugend von seinen Aeltern zur Schule gehalten, und zu Fleiß und Rechtschaffenheit gewöhnt worden, daher war er verständig, und liebte das Gute.

Als er groß wurde und heyrathen wollte, da sah er vornehmlich nach einer fleißigen und tugendhaften Person, die er kannte: daher war sein Ehestand glücklich; denn sie liebten sich beyde, und hielten über Ordnung und Zucht in ihrem Hause. Ihr beyderseitiger Fleiß machte dann auch, daß sich ihr Vermögen vermehrte; und von diesem Segen waren sie wohlthätig, und dienten gern mit Rath und That; daher war ihnen jedweder gewogen. Sie gingen allen Zank aus dem Wege, mengten sich nicht in Dinge, die sie nichts angingen, und gaben einem jeden das seinige. Daher blieben sie von Processen und Strafen frei, und die Herrschaft mochte sie, ihrer guten Wirthschaft und Bescheidenheit wegen, sehr wohl leiden. Weil sie mäßig lebten, sich nicht ärgerten und zankten; so blieben sie gesund, und erreichten ein frohes Alter. Auch ihre Kinder geriethen wohl, weil sie ihnen mit gutem Beispiel vorgingen, und sie von Jugend auf gewöhnten, Gutes zu thun.

53. Die Apfelkerne.

Die kleine Marie hatte einen Apfel gespeiset, und wollte so eben auch sechs Kerne desselben essen. Da kam ihr älterer Bruder Fritz aus der Schule, und sprach zu ihr: „Schwester! wenn du „wüßtest, was ich weiß, du äßest die Kerne ge„wiß nicht mit auf.

Marie fragte: Nun, was weißt du denn?

Fritz antwortete: Unser Cantor spricht: „wenn man die Kerne im Herbst in die Erde „säet; so kann aus jedem Kern mit der Zeit ein „Baum werden, der viel schöne Früchte trägt.“ Da gingen sie in den Garten, und säeten die Kerne in einem abgelegenen Winkel. In wenigen Jahren kamen sie in die Höhe, und wurden Stämmchen. Da reinigten die Kinder sie vom Unkraut, und banden sie an Stöcke, daß sie gerade wüchsen. Fritz lernte indessen Pfropfen und Oculiren. Nun bat er einen Gärtner um etliche Pfropfenreiser, und diese setzte er auf seine Stämmchen. Mit der Zeit wurden daraus Bäume. Und als Fritz und Marie größer wurden, ärnteten sie von ihren sechs Aepfelbäumen fast jährlich eine Menge schöner Früchte. Als sie nun einst die Aepfel pflügten, da sagte Fritz zu Marien: „Ey! wars nicht gut, daß du die Kerne damals „nicht aufaßest?“ „Ja wohl,“ sagte Marie. „Aber wie gut war es, daß du in die Schule „gingst, und solche gute Sachen lerntest!“

54. Der

54. Der kleine Gärtner.

Fritz hatte in der Jugend zur Gärtnerey Lust gehabt, und von einem Gärtner gelernt, wie die Obstbäume müßten gepflanzt, beschnitten, gepfropft und oculiret werden. Durch eine Krankheit bekam er einen Schaden, der ihn an der schweren Feldarbeit hinderte. Nun würde es ihm schlecht gegangen seyn, wenn er sonst nichts gelernet hätte. Aber weil er mit der Baumzucht gut umzugehen wußte; so nahm ihn sein Herr zum Gartenknecht an, und er hatte bis an seinen Tod dadurch seinen Unterhalt.

55. Die gute Magd.

Louise konnte spinnen, stricken, nähen, waschen, plätten, kochen und das Vieh füttern. Das alles hatte sie von ihren Aeltern, und andern guten Leuten gelernt und abgesehen. Was sie davon konnte, das übte sie fleißig, so daß es ihr alles recht leichte wurde. In der Schule hatte sie gut lesen, schreiben und rechnen gelernt. Dabey war sie reinlich, bescheiden, that alles zur rechten Zeit, und legte alles an den rechten Ort. Als sie groß wurde, da bekam sie die beste Herrschaft, die sie wie ihr eignes Kind hielt und liebte.

56. Der rechtschaffene Knecht.

Martin war krank, und mußte seinem Knecht die Arbeit anvertrauen. Anstatt, daß ein böser Knecht, ohne Aufsicht, nachlässig und träge gewe-

wesen wäre; so war dieser gute Knecht doppelt fleißig, und wendete alle mögliche Sorgfalt an, alles recht gut zu machen. „Ey!" sagte er „wie wird sich mein Brodtherr freuen, wann er „meine Treue sehen wird! Er soll sich noch ein„mal sobald erholen von seiner Krankheit, wann „er alles gut finden wird, und sich nicht ärgern „darf." Martin ward wirklich besser, und gab diesem guten Knecht seine Tochter; und da er keinen Sohn hatte, so bekam nach Martins Tode der Knecht das Bauergut.

57. Der Menschenfreund.

Ein armer Reisender konnte im tiefen Schnee die Stadt nicht erreichen, sondern befand sich, als er, von Müdigkeit und Kälte betroffen, am Wege sitzend eingeschlafen war, in großer Gefahr, zu erfrieren. Zwey Bauern fuhren aus der Stadt nach Hause. Hans, der den ersten Wagen fuhr, sah den Schlafenden liegen. „Da „liegt ein Mensch," rief er, „der ist entweder „todt, oder betrunken." Christian, der den zweyten Wagen fuhr, hielt gleich still, stieg ab, und versuchte lange, ob er ihn aufwecken könnte, fand aber keine Bewegung an ihm. „Komm," rief Hans, „laß ihn liegen; was geht er uns an? wir müssen nach Hause." „Nein," antwortete Christian, „ich habe in der Schule gehört, daß, „wenn ein Mensch auch schon erfroren ist, ein „vernünftiger Arzt ihn dennoch retten könne.

„Hilf

„Hilf mir ihn auf meinen Wagen laden, ich will „zurück nach der Stadt fahren und ihn zum Arzt „bringen.“ „Das wäre mir eben recht,“ antwortete Hans, „ich sitze hier einmal warm, und „sollte mir die Füße wieder kalt machen!“ Und damit fuhr er fort. Christian hob ihn also allein auf seinen Wagen, fuhr nach der Stadt zurück, und hatte die Freude, daß der verständige Arzt, zu dem er den Erfrornen brachte, ihn wieder herstellte.

58. Der kluge Wirth bey der Theurung.

Als einst bey nasser Witterung das Getreide schlecht gerathen war, und der Scheffel Roggen drey Thaler galt, da rechnete Georg aus: daß er sonst gewöhnlich sechzig Scheffel Roggen zu Brod gebraucht hätte. Er fing also gleich nach der Aernte zu sparen an, und kaufte drey Winspel Erdtoffeln, für sechzehn Thaler den Winspel, das waren acht und vierzig Thaler. Und nun verkaufte er dreyßig Scheffel Roggen für neunzig Thaler, weil er, statt des mehreren Brods, nun Erdtoffeln speisete; und gewann auf die Weise bey der theuren Zeit, da fast ein jeder verlor, zwey und vierzig Thaler.

59. Der Freund in der Noth.

„Gevatter, meine andern Pferde sind auf der „Reise, und die ich zu Hause habe, sind krank „geworden. Wenn ich doch einen Freund hätte, „der

„der mir meine gesäete Erbsen unterpflügte; die „Vögel fressen sie sonst auf. Helft mir doch, Ge„vatter, nur einen halben Tag; eure Erbsen sind „ja in der Erde!" So sprach Hans zu Christian. Und dieser erhörte seine Bitte und half ihm. Seit der Zeit war Hans dem Christian sehr gut, und rühmte es oft, daß er ihm damals in der Noth geholfen hätte.

60. Die Kunst ohne Reue fröhlich zu seyn.

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen sehen, Nachtigallen schlagen hören, die schönsten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden sollte, so mußte Wein, oder Kaffee und Kuchen da seyn. — Er mußte im Spiel gewinnen, oder den besten Rock in der Gesellschaft anhaben. — Oder es mußte ein einfältiger Mensch gegenwärtig seyn, den er verspotten konnte. — Nur bey dergleichen Anlässen pflegte Klaus zu lachen. Einst ging er über ein kleines Feld nach einem nahen Orte zu Gaste, und sah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor sich nieder. Da fand er seinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe stand. Er sang mit leiser Stimme den Vers:

Wenn Bäume blühn in ihrer Pracht,
So denk ich: das hat Gott gemacht,
Und freue mich des Schöpfers.

Wie kannst du dich über einen Baum so freuen? sagte Klaus mürrisch zu Karl, der ihn nun mit froher und wohlwollender Seele grüßte. Ey lieber Vetter, antwortete Karl, wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer welche hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen. Aber darum hab' ich Gott so lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat — Denn ich kann ohne Kosten und ohne Reue fröhlich seyn. Aber es ist eine ordentliche Kunst. Nun was ist das für eine? sprach Klaus. Da ist sie, wenn du mich hören willst, antwortete Karl. Ich sehe alles recht an, was da ist; Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum, und wozu dieses und jenes wohl da seyn, und wozu es wohl nützen mag? Und wenn ich dabey die Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eignen Worten beten; weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes alsdann ganz durchdrungen bin. Und so geh ich mit Vorsätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh an meine Arbeit.

61. Die Zugvögel.

Wilhelms kleiner Sohn, Karl, kam einst zu seinem Vater, und sprach: Ich habe heute schon unsere Schwalbe gesehen, die immer an unserm Dache nistet, und so schön singt.

Va-

Vater. Sahst du auch, wie gestern Abend die Mücken spielten?

Karl. O ja; aber was hat das mit den Schwalben zu thun?

Vater. Sehr viel; denn die Mücken sind der Schwalben Nahrung.

Karl. Auch unser Storch auf der Scheune ist schon gekommen.

Vater. Dann werden auch Frösche genug da seyn, und die Schlangen werden ihre Löcher in der Erde längst verlassen haben.

Karl. Kommen denn alle Thiere nicht eher, als bis ihre Nahrung da ist?

Vater. Nicht eher. Du weißt, mein Sohn, daß es vielerley wilde Vögel giebt. Einige darunter leben von Körnern und Gewürmen zugleich, diese bleiben dann meist hier. Andere leben bloß von Gewürmen, und diese fliegen fast alle gegen den Winter von uns, und nach solchen Ländern hin, wo es wärmer bleibt, und also das Gewürm nicht nöthig hat, der Kälte wegen sich zu verkriechen. Wenige Arten derselben, wozu die Schwalben gehören, versenken sich in das Wasser, wenn ihre Nahrung im Herbst aufhört, und schlafen da den Winter hindurch.

Karl. Und dann kommen diese Vögel gegen den Frühling wieder, wenn sie merken, das was zu essen für sie da ist?

Vater. Ja, wie du siehst, mein Sohn! Wer mag aber die Thiere das wohl gelehret haben?

den? Den Storch, daß er sein Nest, und die Schwalbe, daß sie das Dach ihres freundlichen Wirths wieder findet?

Karl. Wer wollte sie das gelehret haben, als der liebe Gott?

Vater. Recht, mein Sohn! Gott hat den Thieren so viel Gutes gegeben, wie sie als Thiere nur gebrauchen. Wenn du nun die Zugvögel wieder siehst, dann denke stets: Gott trägt die Speisen auf, ehe seine Gäste kommen, das muß ein lieber Gott seyn, der so für alles sorgt. Auch für die Menschen wird er gewiß ebenfalls gesorgt haben. Denn sieh, mein lieber Karl, auch für dich hatte Gott zuvor gesorgt, daß du Milch fandest, die dich nährte, da du bey deiner Geburt eben auch als ein fremder Gast ankamst, und keine andere Speise dich so gut nähren und erhalten konnte.

Was meinst du wohl, Karl, was wolltest du Gott für eine so große Wohlthat wohl geben?

Karl. Ich? — habe nichts, das ich geben kann; aber ich will Gott lieb haben.

62. Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden Leuten die Kinder warten mußte, saß und weinte. Da fragte die Frau im Hause: „Warum weinest du? „Fehlt dir etwas?“ „Ach!“ sagte das Mädchen, „wenn ich daran gedenke, was aus mir „werden wird, denn muß ich wohl weinen! Die all-

„andern Kinder gehen in die Schule, und lernen „viel Gutes, und ich wachse auf, wie Unkraut. „Ich selbst habe nichts, um das Schulgeld zu „bezahlen; denn ich muß ums Brod dienen, und „bleibe also ungeschickt. Wer wird mich in Dien„sten nehmen wollen, wann er geschicktere Leute „bekommen kann. Ich wollte gern die Nacht „arbeiten, wenn ich nur in die Schule gehen und „was lernen dürfte!" Da ward die Frau gerührt, und dachte: „Ich will mich dieses armen „Mädchens erbarmen. Gott will, daß wir Mit„leiden mit den Armen haben sollen: und jemand „was Gutes lernen lassen, ist die größte Wohl„that, die man ihm erzeigen kann." Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Wochen etliche Stunden in die Schule; und jemehr Gutes das Mädchen lernte, je treuer und fleißiger arbeitete es.

63. Die gute Schwester.

Als Marie mit Wilhelm einige Jahre verheirathet war, da fand sie in ihrer Wirthschaft viel zu thun. Und weil auch ihre Kinder noch klein waren; so hatte sie von ihnen noch keine Hülfe, wohl aber manche Last; und allein auf das Gesinde konnte sie sich vollends nicht verlassen. Aber sie hatte noch eine jüngere Schwester, die hieß Louise. Diese, welche sie sehr liebte, sagte zu rechter Zeit ihren Dienst bey ihrer Herrschaft auf, kam zu Marien, und erbot sich, einige Jahre

bey ihr zu bleiben, und gegen ein geringes an Gelde, zu den nöthigen Kleidungsstücken, ihr in ihrem Hauswesen beyzustehen. Wilhelm und Marie nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an. Durch diese Hülfe hatten sie nach und nach viel gewonnen. Nach einigen Jahren fand sich eine Gelegenheit, daß Louise heirathen konnte. Da rechneten Wilhelm und Marie heimlich zusammen, was Louise indeß etwa würde verdient haben, wenn sie bey andern Leuten gedient hätte, und an ihrem Verlobungstage gaben sie ihr dieses an Geld und Hausgeräth zu ihrer Ausstattung.

64. Der Dankbare.

„Warum bleibt ihr doch bey eurer Herrschaft?" so sagte zu Fritzen ein neidischer Nachbar, den es verdroß, daß Fritz seinem Herrn so nützlich wurde, und ihn deshalb gern abwendig machen wollte. — „Ich hab es euch schon oft angebo„ten; zieht zu mir! Ich will euch mehr Lohn und „alle Jahr noch ein gut Kleidungsstück geben." „Nein, mein Herr!" antwortete Fritz, „alles, „was an mir Gutes ist, das hab ich, nächst Gott, „meiner Herrschaft zu danken: Sie hat in mei„ner Jugend an meinen Unterricht viel gewen„det. Es ist also billig, daß ich ihr auch wie„der Nutzen bringe. So lange mich also meine „jetzige Herrschaft behalten will, bleib ich aus „Dankbarkeit bey ihr."

Der Nachbar schämte sich, und ging fort.

65.

65. Die Wiedererstattung.

Ein Mensch, der durch falsche Rechnungen seinen Herrn um viel Geld betrogen hatte, verfiel in eine schmerzliche und gefährliche Krankheit. Da wachte sein Gewissen in den langen schlaflosen Nächten auf. Er wußte vor Angst nicht zu bleiben. Endlich ließ er den Prediger rufen, und bekannte ihm, was er gethan hatte. Der Prediger, ein verständiger Mann, sagte ihm, daß er nicht eher Trost erlangen könnte, bis er sein gethanes Unrecht, so viel an ihm wäre, wieder gut gemacht, und das gestohlne Gut seinem Herrn wieder gegeben hätte. „Wenn ich das thue," sagte der Kranke, „so werde ich zu schanden vor „aller Welt, und meine unschuldige Frau und „Kinder müssen betteln." „Wer Unrecht thut, „dem gebührt Schande," antwortete der Prediger, „und wenn eins seyn muß, so ists besser, „hier zu schanden werden, als dort. Thut ihr „wenigstens von nun an eure Pflicht, da ihr sie „nicht eher thatet, gebt ein gut Exempel, und „überlaßt es dann Gott, die Eurigen zu versorgen." Der Kranke war dieser Ermahnung gehorsam, und der Prediger empfing von ihm das Geld, um es dem Herrn mit der demüthigen Bitte zuzustellen, ihm seine schlechte Handlung um Gottes Willen zu vergeben. Der Herr nahm das Geld, und ließ den Kranken seine herzliche Verzeihung versichern, der nun getröstet und ru-

hig starb. Nach seinem Tode schenkte der rechtschaffne Herr dieses Geld den Hinterbliebnen; und nun hatte Gott für das Glück vieler Personen gesorgt. Ein Sünder hatte einen starken Beweis seiner aufrichtigen Besserung, und ein sehr gutes Beyspiel gegeben. Der Herr hatte christliche Wohlthätigkeit bewiesen. Und die durch des Sterbenden Wiedererstattung verarmte Familie genoß nun, durch des Herrn Gnade mit Recht und im Segen ein Gut, welches ihr sonst, auch wenn es verschwiegen blieb, als ein ungerechtes Gut, doch nur Fluch und Unsegen gebracht hätte.

66. Die Wahrheit.

Wenn Wilhelm um das, was er von irgend einer Sache wußte, gefragt wurde, es sey in den Gerichten, oder sonst im ernsthaften Gespräch; so sagte er davon seine aufrichtige Meinung, und wie es ihm ums Herz war. Er vergrösserte und verkleinerte nichts, sondern wie sich die Sache verhielt, so redete er davon. Es traute ihm daher ein jeder, und sein bloßes Ja und Nein galt mehr, als der Schwur eines andern; welches ihm die Hochachtung und das Vertrauen aller Leute gewann.

67. Das Gewitter.

Furchtsam war mit Wilhelm einst zur Arbeit auf dem Felde. Da kam ein Gewitter mit starken Blitzen und Donnerschlägen. Furchtsam sagte:

„Komm,

„Komm, lieber Wilhelm, laß uns laufen, dort „steht ein hohler Baum, darin wollen wir uns vor „dem Gewitter verbergen. Mir wird ganz angst „bey dem Donner und Blitze.“ Wilhelm sprach: „Nein, so unverständig bin ich nicht. Unter „Bäume zu treten, die oben dürre Zacken ha„ben, wie dieser hat, ist nicht gut bey einem Ge„witter. Denn der Blitz fährt gern an solchen „Bäumen herunter. Das Gewitter ist eine Wohl„that Gottes, es erschüttert die Erde, macht „durch warmen Regen das Land fruchtbar, und „reinigt die Luft. Wenn ich auch naß werde, „mein Zeug wird bald wieder trocken, und un„ter freyem Himmel ist weniger Gefahr, als in „dem hohlen Baum. Oder meynst du, wenn „Gott meinen Tod beschlossen hätte, daß ich ihn „dann durch den hohlen Baum abhalten würde?“ Furchtsam ließ sich durch die Unerschrockenheit Wilhelms, welche auf vernünftige Gedanken gegründet war, bewegen, und blieb bey ihm. Als sie noch redeten, siehe, da schlug der Blitz in den hohlen Baum, worein sich Furchtsam verbergen wollte. Da fiel Furchtsam, als er sich vom Schrecken erholt hatte, Wilhelmen um den Hals und dankte ihm: „Lieber Wilhelm, du hast mir „mein Leben gerettet!“ rief er. „Nur halb,“ sprach Wilhelm, „denn deiner Folgsamkeit ge„gen meine Vorstellungen gebührt die andere „Hälfte.“

68. Schicksal.

Es war einmal eine Hochzeit nicht weit von einem Dorfe, auf dem dabey liegenden Vorwerke. Aus dem Dorfe war ein Bauer mit seiner Frau und zwey Kindern zum Hochzeitfeste eingeladen. Die Aeltern hatten es auch für sich und die Kinder zugesagt. Man kann denken, wie sehr sich die Kinder freueten, auf den Schmaus, die bunten Kleider, die Musik, und was ihnen sonst noch angenehm dabey vorkam. Auf den Mittag wurde der Mann sehr krank. Deswegen mußte die Frau zu Hause bleiben, und ohne ihre Aeltern sollten die Kinder nicht nach diesem Hochzeitfeste hingehen. Da weinten die Kinder sehr, daß von ihnen diese Lust vergebens gehofft wäre. Das eine Kind war gar so unwillig, daß es sagte: Warum mußte denn der Vater eben heute krank werden, da wir einmal eine Lust haben sollten? Aber hört, Kinder, was geschah? Den Abend kam Feuer in dem Hochzeithause aus; und weil es von unten an zu brennen fing, die Gäste aber oben waren, so kamen viel Leute auf der Treppe zu Schaden, oder wurden vor Schrecken hernach krank. Da merkten die Kinder, daß die Krankheit des Vaters, (der hernach bald wieder besser ward), welche sie verhindert hatte, auch dahin zu gehen, eine wohlthätige Schickung und Regierung Gottes gewesen sey, und lobten Gott dafür. Ihre Kinder aber belehrten sie an diesem

Exem-

Exempel: daß Gott auch bey zugeschickten Leiden die besten Absichten habe, und daß, wenn wir oft nicht sogleich wissen, wozu das Leiden uns gut ist, wir doch hernach erfahren werden, wie gut es unser himmlischer Vater mit uns meine.

69. Es ist mehr Gutes, als Böses in der Welt.

Christian sprach oft zu seinen Kindern: „Kinder, wenn es euch wohl geht, wenn ihr mit „Lust esset, wenn ihr gesund seyd, wenn es schön „Wetter ist, wenn die Vögel singen, wenn ihr „euch an den Anblick des Getreydes, oder am „Geruch der blumigten Wiese vergnügt — so „danket Gott mit Freuden, der alles dieses Gute giebt! Ich bin ein alter Mann: aber wenn „ich nachdenke, so hat mich Gott weit mehr „Freuden, als Widerwärtigkeiten erleben lassen, „und ihr Kinder! werdet dasselbe sagen müssen. „Z. B. gegen Einen Tag Krankheit, wie viel „Tage Gesundheit! Das meiste Misvergnügen „macht der Mensch sich selbst, durch Unordnung „und Laster. Wer Gott recht aus Dankbarkeit „liebt, und durch Gehorsam ehrt, für den ist „die Welt kein Jammerthal. Das Unangenehme in dem menschlichen Leben ist entweder verschuldet, und dann ist es, als Strafe, zur „Besserung nützlich; oder es trift uns, ohne daß „wir es veranlaßt haben; und dann ist es Schikkung

„kung oder Verhängniß des allerweisesten Got„tes und Vaters, und im ganzen gewiß gut und „nützlich. Z. B. es übt uns in der Geduld. „Was dem einen nützt, das schadet dem andern „Dinge. Z. B. der Tod eines eßbaren Thiers „verschaft dem Menschen seine Nahrung und „Speise. So wie es nicht immer Tag oder Früh„ling seyn kann, so kann es auch nicht immer „jedem Menschen nach seinem Sinne gehen. In „diesem Leben ist noch keine vollkommene und „immerwährende Glückseligkeit. Wer einst voll„kommen, und ohne Aufhören glücklich seyn „will, der muß erst lernen, tugendhaft und gut „zu seyn, das ist, er muß Dankbarkeit und „Mäßigkeit im Glück, und Geduld in Wider„wärtigkeiten lernen. Beständige Glückseligkeit „ist nach dem Tode der Lohn des Frommen. Es „ist eine große Gnade Gottes, daß hier in dieser „Welt schon mehr Gutes als Böses ist, und also „sogar unsre Lehrjahre uns angenehm gemacht „worden sind.

70. Vom Wesentlichen und Zufälligen.

In einer gewissen Stadt war ein lustiger Thorschreiber. Wenn die Bauern zu Markte fuhren, und oft wegen ihrer Menge lange halten mußten, dann scherzte er mit einigen, die er kannte, und verachtete gewöhnlich den Stand der Ackerleute.

Einst

Einst scherzte er auch so mit Wilhelm, da kam er aber unrecht an. Denn dieser forderte von ihm eine genaue Beschreibung, was denn ein Bauer eigentlich wäre? Der Thorschreiber sagte: Ein Bauer ist grob, dumm und faul, und wenn er nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß.

Ihr irrt, sagte Wilhelm. Ein Bauer ist ein Mensch, der aus dem Landbau und der Viehzucht den größten Vortheil zu ziehen weiß — Der das Vorrecht hat, bey seiner Arbeit am meisten gesund und stark zu bleiben — Dem allein unter allen Ständen die Kinder nicht zur Last sind — Dessen verständige Betreibung seines Berufs die meisten wahren Reichthümer in den Staat bringt. — Seht, mein Freund, das soll, oder kann der Bauer seyn; wenn er darf, und dazu in Schulen angeführt wird. Wenn ihr also künftig eine Beschreibung von einem Dinge macht; so unterscheidet fein das Wesentliche vom Zufälligen.

Da schämte sich der Thorschreiber, und ging schweigend fort.

71. Von den Vorzügen des Landlebens.

Ein Bürger ging einst im Frühling nach einem Dorfe. Gegen Abend kam ein gewaltiger Regen, und er getraute sich nicht in dem Regen nach Hause zu gehn, sondern blieb in dem Dorfe. Nach kurzer Zeit trat der Hauswirth mit seinem Sohne herein, die von der Arbeit kamen. Und nach dem gewöhnlichen Grüßen entstand unter ihnen folgendes Gespräch. Der

Der Bürger. Nein ich möchte kein Bauer seyn! In solchem Wetter pflügen, oder sonst draußen handthieren, das mag keine kleine Plage heißen, und wie oft ist im Jahr nicht schlechtes Wetter!

Der Hauswirth. Mühe ist keine Plage, lieber Herr; und dann ist das Wetter von Gott, und ist immer nützlich.

Der Bürger. Ja, das ist wohl wahr; aber ihr werdet doch naß und krank davon.

Der Sohn. Naß wohl, aber darum nicht krank; und das macht die Gewohnheit, oft naß zu werden, daß es uns nicht schadet.

Der Bürger. Ihr seht freilich nicht krank aus, mein Freund; aber ehe man das auch gewohnt wird!

Der Sohn. Von Jugend auf sind wir härter als die Leute in der Stadt. Wir spielen als Kinder im kalten Wasser, und oft bey solchem strengen Wetter auf der Straße, da in der Stadt keiner sein Kind heraus ließ. Und überdies sagt das Sprichwort: Arbeit wärmt.

Der Bürger. Wir Bürger arbeiten auch.

Der Hauswirth. Ja, lieber Herr, und eure Arbeiten sind auch sehr nützlich. Aber unsre sind überdem auch noch lustig. Wenn euch eine Lerche singen soll, so müßt ihr sie füttern; uns singen viele hundert umsonst. Eure Professionen sind oft sitzend und unangenehm; eure Zimmer oder Arbeitsstuben riechen übel, und oft geht

ihr

ihr mit Gift um, welches euch siech und elend macht. Uns aber erfreuen die schönsten Blumen durchs Gesicht und Geruch zugleich. Und der Duft frischer gepflügter Erde giebt ein wahres Stärkungsmittel für unsre Gesundheit. Ein schöner Frühlingsmorgen ist etwas sehr herrliches, wovon aber in der Stadt wenig genossen wird.

Der Bürger. Aber wie viel Gefahr bringt euch nicht auch alles! Hitze und Nässe, Hagel und Sturm, Ungeziefer, Krieg und Viehsterben, alles kann euch verderben. Aber wir, wir arbeiten immer fort, und wenn viel darauf geht, dann haben wir oft die meiste Nahrung.

Der Hauswirth. Ja, Herr, aber wir brauchen auch nicht so viel, als ihr, und als uns doch Gott gemeiniglich schenkt. Wenn es uns dann einige Jahre nach einander gelingt, dann können wir auch wieder einen Schaden ertragen. Und dann, so haben wir mehr Anlaß durch alles, was um uns her geschieht, an Gott zu denken und froh zu seyn. Denn wir sehen Gottes Werke täglich, und empfangen unsern Segen unmittelbar von ihm, der allem Fleische Speise, und dem Vieh sein Futter giebt, und dem Regen gebietet, auf daß die Höhen ihr Gewächs geben können.

Der Bürger. Dafür haben wir auch in der Stadt mehr Schutz und Sicherheit, Hülfe in Krankheiten, Umgang und Anstalten, unsere Kin-

Kinder etwas lernen zu lassen, als ihr. Auch ist unser Gottesdienst viel häufiger und prächtiger, unsre Häuser und Gärten schöner, und unsre Kleidung bequemer, als die eurige.

Der Hauswirth. Lieber Herr, unsre Armuth reizt keinen, uns zu berauben, und wann man uns Unrecht thun will, so schützt uns die Obrigkeit. Krank werden wir seltener, weil wir weniger schmausen. Unsre Kinder erziehen wir wohlfeiler und leichter, als ihr; Fleiß und gesunde Glieder sind ihre beste Mitgabe. Was unsern Gottesdienst betrifft, so wissen wir, daß nicht die Menge der Gebete, sondern die Redlichkeit des Betenden Gott angenehm ist; und oft singen wir mit mehr wahrer Andacht bey der Feldarbeit, als in mancher Kirche gesungen wird. Unsre Häuser und Gärten decken uns vor dem Wetter, und nähren uns hinreichend; und die Kleidung sowohl, als das Haus, macht uns nicht arm durch unnöthige Kostbarkeit.

Der Bürger. Ihr mögt sagen, was ihr wollt; ich werde kein Bauer.

Der Hauswirth. Lieber Herr! die Stadt hat ihre Vorzüge, aber das Land hat auch die seinigen. Es ist gut, wenn ein jeder seinen Stand liebt. Ich wollte auch die Stadt nicht verachten; sondern nur zeigen, daß man als Ackersmann recht glücklich seyn kann, wer sich nur darein zu schicken weiß.

72. Die Fremden.

Ein Mann und seine Frau, die aus ihrem Vaterlande durch böse Leute vertrieben waren, kamen im harten Winter in ein kleines Dorf. Sie stellten der Gemeine ihre Noth aufrichtig und beweglich vor, und baten um die Erlaubniß, bey ihnen zu wohnen. In diesem Dorfe waren gute gastfreye Leute; daher wurden die beiden Fremden liebreich aufgenommen. Man wies ihnen eine Stelle zur Wohnung an, und versorgte sie mit den nöthigsten Bedürfnissen.

Seht, Kinder, wie Gott diese Gastfreyheit belohnte. Diese Fremden lehrten aus Dankbarkeit die Leute im Dorfe viel neue und nützliche Dinge, und verschiedene Handgriffe, wodurch ihr Ackerbau besser von statten ging, als vorher. Sie machten sie mit Futterkräutern bekannt, so daß sie die Stallfütterung einführen konnten. Und auf diese Weise wurden die Leute im Dorfe sehr wohlhabend.

73. Vorsicht mit Feuer.

Damit kein Unglück durch Feuers-Brunst entstehe, wodurch oft ganze Dörfer und Städte verbrennen, auch viel Menschen und Vieh zu Schaden kommen, so muß jeder Rauchfang, wo das Küchen- oder Ofen-Feuer anschlägt, täglich, so weit man mit einem Besen reichen kann, rein gefegt, und der ganze Schornstein alle Vierteljahr durch den Schornsteinfeger gekehrt werden. Ohne eine ganze Laterne darf niemand des Abends in

den Stall oder Heuboden gehen, um etwas zu thun, wozu er Licht gebraucht. Kein Tobak darf in Ställen und Scheunen geraucht werden. Und wenn Speck im Tiegel anbrennt, darf man kein Wasser aufgießen, um es zu löschen, sondern nur eine Stürze darauf decken, so verlöscht es.

74. Belehrung über die Gefahr, aus Unwissenheit sich und andre zu vergiften.

Gewisse Kräuter und Beeren, die wie kleine rothe oder schwarze Kirschen aussehen, sind giftig oder der Gesundheit sehr schädlich. Man muß sie also kennen, damit man sich davor hüten kann. Unter den Kräutern ist der Schierling. Er sieht fast aus wie Petersilien oder Körbel, sonderlich wenn er jung ist. Ingleichen der Nachtschatten, der gern um Häuser und Mauerwerk wächst, und schwarze Beeren trägt. Unter den Bäumen der Taxus, welcher an Mauern und Gärten steht, Winter und Sommer grünt, spitzige Blätter hat, und rothe, rundliche, oben platte Beeren trägt. Endlich die Lorbeerkirsche, die lange, glänzende, glatte Blätter hat, und nur selten in Gärten gezogen wird. Aber auch durch Unvorsichtigkeit mit dem Küchengeräthe kann der Gesundheit Schaden geschehen. Salz muß nicht lange in zinnernen Salzfässern, saure und fette Speisen nicht in messingenen und kupfernen Gefäßen lange stehen, und kalt werden. Ohne daß feucht gewesene Geschirre dieser Art,

von

von neuen ausgescheuert werden, darf man nicht Speisen darin bereiten, weil man sonst sich und die seinigen vergiftet, oder an der Gesundheit großen Schaden zufügt.

75. Das ordentliche Dorf.

Ich sah einmal ein Dorf, dessen Anblick mich sehr vergnügte; und wollte Gott, ein jedes Dorf wäre eben so beschaffen!

Alle Höfe und Gärten waren mit Mauern von Leimen und Feldsteinen eingefaßt, sieben Fuß hoch, drey Fuß unten, und zwey Fuß oben dick. Ich fragte gleich die Leute: ob es ihnen nicht viel Mühe gemacht hätte, solche Mauern aufzuführen? Freilich, antworteten sie, aber nun haben wir auch inskünftige wenig Mühe damit. Diese Wand verbrennt nicht in Feuersbrunst, und kann auch nicht gestohlen werden. Es ist ein dauerhaftes Werk, und wir haben es allmählig gemacht, wenn eben nichts Nöthiges zu thun war.

Die Schwellen an den Gebäuden lagen alle zwey Fuß über der Erde, auf gemauertem Grunde. Am Hause wurde kein Koth, kein Mistpfuhl geduldet. Des Sonntags kam die Gemeine zusammen, und wurde eins, was zum gemeinen Besten in künftiger Woche sollte gethan und gegeben werden. Einen Dieb, Säufer, Flucher und liederlichen Menschen, oder schlechten Ackerwirth, litten die Leute nicht in der Gemeine, denn sie sagten: Solcher Mensch richtet nur Unglück an, und bringt Unsegen und Schimpf über unser Dorf.

Wer aber unverschuldet Unglück hatte, oder krank wurde, dem halfen die andern, daß er mit fort kam, und nicht verarmte. Und der war dann herzlich dankbar, und bat Gott, daß er diese Wohlthat seinen Nachbarn reichlich vergelten möchte! Es war kein Neid und Zank oder Groll unter diesen guten Leuten. Ihre Kinder sahen nichts Böses, und wurden daher durch den Schulunterricht viel leichter gebessert, als andere, die in ihrer Aeltern Hause viele Laster lernen. Ihren Herrn und ihren Seelsorger liebten sie kindlich, und waren willig gehorsam. Es war auch kein Gefängniß im Dorfe; das alte war eingefallen und der Herr ließ keins wieder bauen. Denn er sagte: das Gefängniß ist nur für böse Leute, und solche sind meine Unterthanen nicht.

76. Stadt.

Eine Menge Häuser, die an beyden Seiten von Straßen gebaut sind, die sich an mehrern Orten durchschneiden oder kreutzen, mit Mauern umschlossen, und mit Thorflügeln versehen, die verschlossen werden können, nennt man eine Stadt.

In der Stadt wohnen die Bürger, und eine Zahl verständiger Personen, die zusammen der Magistrat genennt werden, regiert sie, oder besorgt alles, was zu ihrer Glückseligkeit, durch Erhaltung von Ordnung und Ruhe, dienen kann. In der Stadt sind die meisten Handwerker; auch werden daselbst Wochen- und Jahrmärkte gehalten, wo Vieh und andre Waaren zu Kauf sind.

Auf

Auf den Wochenmärkten bringt der Landmann, was er entbehren kann, und löset Geld, womit er wieder den Städtern das abkauft, was sie missen können, und er gebraucht. So nutzt das Dorf der Stadt, die Stadt dem Dorfe.

77. Handwerk.

Wer Hände hat, soll damit nicht bloß die Speisen zum Munde bringen, sondern auch nützliche Arbeit verrichten. Der Landmann braucht seine Hände zu dem, was zur Landwirthschaft gehört, doch thun es die Hände nicht allein, sondern es gehören Werkzeuge dazu. Sollten die Menschen, welche den Acker bauen, auch die nöthigen Werkzeuge selbst sich verfertigen, so würden sie über einer Arbeit die andre versäumen müssen. Die Menschen haben sich also in die Arbeit getheilt. Die, welche in Städten wohnen, wo mehr Gelegenheit und Anstalten dazu sind, machen das, was der Landmann und ein jeder braucht, und kaufen kann, und heißen Handwerker, als Schuster, Riemer, Seiler ꝛc. Die solch Handwerk lernen wollen, heißen Lehrjungen, die es können, Gesellen, und die, bey denen sie um Lohn arbeiten, Meister.

78. Fabrik.

Wo ein Mensch viele andere Menschen beschäftigt, um eine Menge verkäuflicher Waaren anzuschaffen, damit er handelt, das nennt man eine Fabrik. Der Vorgesetzte heißt der Fabrikherr,

und die Handarbeiter Fabrikanten. Solche Fabrik ernährt oft viele Familien durch das Arbeitslohn, welches sie ihnen lebenslang verdienen läßt.

79. Kauf und Verkauf.

Der Verkäufer verkauft und der Käufer kauft. Der Verkäufer muß ehrlich seyn, nicht schlechte Waare für versprochne gute, und richtige Zahl und Gewicht liefern. Der Käufer muß ordentlich und mit gültigen Gelde bezahlen oder eine sichere Verschreibung geben. Einen Kaufmann heißt man den, bey welchem Waaren für Geld, oder Geldes Werth zu haben sind.

80. Münze.

Vor diesem vertauschte man ein Bedürfniß gegen das andre. Jetzt geschieht das seltner, und man bezahlt gewöhnlich mit Geld oder Metall. Wenn auf Stücken von verschiedenen Metall das Bildniß des Oberhaupts, und der Werth desselben Stücks geprägt ist, so heißt es Münze. Es giebt deren mancherley Arten, als von Kupfer, Silber, Gold. So ist denn auch ihr Werth verschieden. Die kleinsten und vom wohlfeilsten Metall heißen Scheidemünze.

81. Maaß und Gewicht.

Ein Zoll ist ein so lang als starker Daum breit. Zehn größere oder zwölf kleinere Zolle lang, nennt man einen Fuß, deren zehn größere oder zwölf kleinere eine Ruthe ausmachen. Ein ordentlicher

cher Schritt hält zwey Fuß, zwölftausend Schritte kann man in zwey Stunden machen, und das heißt eine Meile. Manche Waaren werden mit der Elle, die verschiedene Länge hat, gemessen. Was flüssig ist, als Wasser, Wein, Bier, Brantwein, Essig, Oel, und zerlassener Honig, wird mit Gefäßen gemessen, die eine bestimmte Größe oder Weite haben. Andre Waaren werden gewogen nach Quentchen, Lothen, Unzen, Pfunden, Steinen und Zentnern. Ein Loth hat vier Quentchen, eine Unze zwey Loth, ein Pfund zwey und dreyßig Loth, ein leichter Stein eilf Pfund, der schwere Stein doppelt so viel, ein Zentner hundert und zehn Pfund.

82. Recht und Pflicht.

Was ich von andern nach den Gesetzen und Verträgen fordern darf, das ist mein Recht. Was andre nach den Gesetzen und Verträgen von mir fordern dürfen, das ist meine Pflicht. Keiner hat Rechte, der nicht auch Pflichten hatte, so wie keiner Pflichten ohne Rechte. Dieses ist das Band der menschlichen Gesellschaft. Einer bedarf also des andern. Wohl dem, welcher sein Recht nicht übertreibt, und seine Pflicht nicht vernachläßigt!

83. Gesetze.

Die Obrigkeit befiehlt und setzt fest, was geschehen oder nicht geschehen soll, das heißt: sie giebt Gesetze. Ohne Vorschriften und Gesetze würde jeder thun, was er wollte. Und da könnte

die Obrigkeit nicht regieren, oder für das Wohl des Ganzen sorgen. Ein jeder muß sich also bemühen, die Gesetze zu wissen und zu kennen, wonach er seine Handlungen einrichten soll. Wem zuweilen es lieber wäre, ohne Gesetz zu leben, der bedenke, wie viel öfter es ihm lieber seyn wird, daß es Gesetze oder Vorschriften giebt, wonach jeder sich richten muß, und er wird durch dieses Nachdenken willig werden den Gesetzen zu gehorchen. Denn wie viel Schaden kann ihm nicht durch andre geschehen, welches die Gesetze verhindern.

84. Gericht.

Wenn Streitigkeiten in einer Gemeine vorfallen, so ists wohlgethan, wenn alte oder sonst verständige Menschen sich bemühen den Streit beyzulegen, oder die Partheyen zu versöhnen. Dieses kann geschehen durch Vorstellung des Schadens und der Unkosten, die bey Hader und Zank vorfallen, ingleichen der Unruhe, die damit verbunden ist. Auch kann es geschehen, wenn den Zänkern die Sache, worüber Streit ist, recht deutlich gemacht, und ihnen gezeigt wird, was in ihren Forderungen oder Versagungen unbillig ist, wie auch, daß wenn ein jeder etwas nachgiebt, sie sich vergleichen können.

Hilft dieses nicht, so gehen die Partheyen vor das ordentliche Gericht. Jeder trägt seine Sache mündlich oder schriftlich vor. Der Richter schreibt ihre Aussagen auf, und fordert Beweise und Zeugen

gen zur Bestätigung ihrer Angabe. Dann erfolgt der Spruch, wobey es sein Bewenden hat, und einer oder beyde bezahlen die Gerichtskosten.

85. Vertheidigung.

Wenn eine Gesellschaft Menschen sehr zahlreich ist, und aus vielen Dörfern und Städten besteht, so nennt man sie einen Staat. Oft entstehen da Streitigkeiten, und es geht Gewalt für Recht. Diesen Zustand nennt man Krieg. Verwüstung, Hunger, Krankheiten und Mühseeligkeiten aller Art sind Folgen desselben. Der angegriffene Staat vertheidigt sich und sein Eigenthum so gut er weiß und kann. Die stärksten und muntersten Bewohner desselben müssen die alten und schwächern beschützen, indem sie sich dem andringenden Feinde entgegen stellen, und ihn hindern, größern Schaden zu thun.

86. Soldaten.

Wenn ein jeder die Pflicht hat, das Wohl des Ganzen, wovon er ein Theil ist, zu befördern, und Schaden zu verhüten, so müßte jeder auch in den Krieg ziehen, wenn dergleichen entsteht. Da würden aber Ackerbau und Handwerker stille stehen, Nahrlosigkeit, Hunger und Elend sehr groß werden. Also hat man nur einige von vielen, die sich dazu schicken, ausgewählt, um benöthigten Falles den Staat zu vertheidigen. Diese heißen Soldaten. Man übt sie zur Zeit des Friedens alle Jahr einige Wochen in dem, was

ein tüchtiger Soldat kennen und wissen muß. Die das noch nicht können, aber lernen, heißen Rekruten; die es gelernt haben, und nach Hause gehen dürfen, Beurlaubte. Wer lange genug gedient hat, bekömmt den Abschied, einen Dienst oder Gnaden-Gehalt, wenn an ihn die Reihe kommt. Die höhern Befehlshaber heißen Staabs-Officiere. Unter diesen stehen die Hauptleute, Oberofficiere, Feldwebel und Unterofficiere, nebst den Soldaten.

87. Verhältniß.

Wenn viele vereinte Theile zu einem Endzweck wirken sollen, oder womit man etwas erreichen will, was man sich vorgesetzt hat, das muß sich zusammen passen und schicken. Wenn die Theile, woraus ein Pflug besteht, sich nicht zusammen schickten, so würde man den Endzweck, wozu man den Pflug braucht, nehmlich das Pflügen, oder Auflockern des festen Erdbodens nicht erreichen. So bey dem Spinnrade, dem Garnhaspel, der Uhr, den Wind- und Wassermühlen und mehrern Dingen, die aus vielen zusammen gesetzten Theilen bestehen. Die Vorschrift, nach welcher sie zusammen gesetzt werden, nennt man ihr Verhältniß.

88. Das Fuhrwerk.

Wer etwas zu Lande fortbringen will, was zum Tragen zu schwer ist, der legt es auf einen Schubkarren, und schiebt ihn vor sich her. Zuwei-

weilen wird noch ein zum Ziehen abgerichteter starker Hund vor den Schubkarren gespannt. Ist die Last dafür zu schwer, so wird sie auf Wagen geladen, die zwey oder vier Räder haben, und Pferde oder Ochsen müssen sie fortziehen. Das Fuhrwerk mit zwey Rädern nennt man Karren, und die größten Wagen sind die Frachtwagen, welche, weil sie zur Fortbringung schwerer Lasten dienen, groß und stark gebaut seyn müssen, und daher viel Vorspann nöthig haben. Bey dem Fuhrwerk kommt alles darauf an, daß man viel auf einen Wagen laden könne, ohne das Zugvieh dabey übermäßig arbeiten zu lassen. Dieses wird erreicht, wenn der Wagen breit ist, so geht viel hinein, und er braucht nicht so hoch geladen zu werden, wobey er leicht umwirft; wenn die Achsen recht in die Nabenlöcher der Räder passen; wenn die Räder recht rund sind, und wenn die Spur oder das Fuhrgeleise so breit ist, daß zwey Pferde neben der Deichsel gehen können, ohne das Geleise bald auf dieser, bald auf jener Seite zu treten zu müssen.

89. Die Schiffahrt.

Große Hölzer mit Brettern bekleidet, und mit Eisen verbunden, inwendig hohl gebaut, schwimmen auf dem Wasser, und heißen, wenn sie klein sind, Kähne, oder wenn sie groß sind, Schiffe. Sie werden mit Rudern fortgestoßen, oder man spannt ein groß Stück Leinwand oder mehrere, die man Seegel nennt, aus, worin der Wind

sich

sich fängt, und so das Schiff fortbewegt. Damit es geraden Lauf halte, dient das Steuerruder hinten am Schiffe, welches der Steuermann regiert. Dergleichen Schiffe können schwerere Lasten tragen, als viele Wagen, und werden daher den Menschen sehr nützlich.

90. Das Bergwerk.

In der Erde findet man Steine, worin mehr oder weniger von Metallen steckt, als Eisen, Kupfer, Gold, Silber, Bley und Zinn, welches man mit Feuer aus diesen Steinen schmelzt. Was denn nicht Metall ist, heißt Schlacken. Das Eisen ist das nützlichste und häufigste von diesen Metallen. In der Schmiede wird es zu allerley nützlichen Werkzeugen verarbeitet. Es giebt aber auch noch andre nützliche Dinge in den Steinen, die heißen Halbmetalle, als Schwefel, Queckfilber, Galmey. Endlich giebt es in den Bergen noch Kalk- und Bruchsteine, Gips, Marmor, und viel andre schöngefärbte und kostbare Steine, davon ein kleines Stück oft mit vielem Gelde bezahlt wird.

91. Kalender.

Um die Zeit einzutheilen in Tage, Monathe und Jahre, ward der Kalender erfunden, so wie die Uhr, um die Stunden zu wissen. Den wievielsten Tag in jeden von den 12 Monathen, die in unserm Jahre sind, wir heute zählen, nennt man das Datum. Dieses muß, wie Ort, Jahrzahl und Nahmensunterschrift des Schreibers, un-

unter jedem Briefe, Verschreibung, Zeugniß oder Attest und schriftlichen Bündniß stehen, sonst gilt es vor Gerichten nicht. Auch stehen im Kalender die Jahrmärkte und Festtage, und noch manches nützliche. Manches ist auch unnütz, als die Vorherbestimmung, an welchem Tage es gut sey, die Haare zu verschneiden, oder Arzney zu gebrauchen. Denn wem die Haare ins Gesicht hängen, der braucht mit dem Abschneiden nicht zu warten; und wer krank wird, dem sind Arzneymittel nöthig, der Kalender mag schreiben was er will.

92. Die künstliche Erdkugel, oder der Globus.

Ist denn rund um die Erde Himmel? fragte einstmals ein Schüler seinen Lehrer. Nicht eben so, wie eine Nußschale den Kern umgiebt, antwortete der Lehrer, nicht so mußt du dir es vorstellen. Denn der Himmel ist kein fester oder gläserner Körper, sondern es ist die Luft, die alles trägt und umgiebt.

Der Schüler. Wie kann denn die Erde, da sie so groß und schwer ist, wie man sagt, von der Luft getragen werden, da doch die leichteste Feder nicht lange in der Luft bleibt, sondern niedersinkt und fällt?

Der Lehrer. Du hast recht, mein Sohn, mir diese Frage vorzulegen. Denn dir ist noch nicht bekannt gewesen, was ich dich jetzt lehren will.

Gott hat allem dem, was zu einem solchen Ganzen gehört, dergleichen die Erde, und andere

Ster-

Sterne sind, eine Eigenschaft anerschaffen, nach welcher sich alles nach dem Mittelpunkte seines Ganzen, wozu es gehört, hinneiget, und da zu ruhen strebt. Diese Eigenschaft heißt die Schwere. Du siehst, mein Sohn, daß ein Stein, und wenn du noch so viel Stärke daran wendetest, ihn in die Höhe zu werfen, dennoch bald zu steigen aufhört, und zu sinken anfängt, bis er wieder auf der Erde, wovon er genommen ist, ruhet. An diesem leichten Exempel erinnere dich dieser wichtigen Lehre.

Der Schüler. Nun erfahre ich in der That, daß der Schulunterricht klug macht; denn wie manche, mir sonst verborgene Ursach und Wirkung, verstehe ich nicht jetzo besser, als sonst, durch die heutige Lehre! Aber, lieber Lehrer, ist denn die Erde rund oder eckigt?

Der Lehrer. Hier ist eine künstliche Erdkugel, die man den Globus nennt, an welcher du die Gestalt der Erde betrachten kannst. So glatt ist nun wohl freilich die Oberfläche der Erde nicht, als hier auf dieser Erdkugel. Du weißt, es giebt Berge und Thäler; aber wenn man die Größe des Ganzen bedenkt, so verschwinden alle diese beträchtliche Höhen und Tiefen. Denn, wenn man so weit von der Erde seinen Stand wählte, daß man sie ganz, wie wir diesen Globus, übersehen könnte; so würde sich, in einer gewissen nöthigen Entfernung, dadurch ihre Gestalt nur wenig verändern. So wie etwa auf den thönernen Kugeln, womit ihr als Kinder spielt, Ungleich-

gleichheiten sich befinden, ihr diese Kugeln aber doch rund nennet; so nennt man auch die Erde rund, oder eine Kugel, aller Berge ohnerachtet.

Der Schüler. Woher kommt denn Tag und Nacht?

Der Lehrer. Davon wird es auf der Erde bey uns Tag, wann die Seite der Erde, auf welcher wir wohnen, sich gegen die Sonne kehret; und Nacht, wann sie sich von der Sonne wegwendet.

Wenn ich den Globus hier in die Sonne setze, und drehe die Kugel langsam herum; so hast du ein deutliches Exempel davon. Denn die Länder, welche jetzo die Sonne bescheint, haben ihren Tag, und die nicht beschienenen Länder ihre Nacht.

Der Schüler. Welche Weisheit hat Gott im Bau der Erde bewiesen, lieber Lehrer!

Der Lehrer. Erbaue dich oft, mein Kind, an solchen guten Gedanken. Wann du nun die schönen Beschreibungen in der Bibel liesest von der Herrlichkeit und Weisheit Gottes; so wirst du das eher fassen und glauben können. Dieser Glaube aber wird dich vorbereiten, auch das zu glauben, was von Gottes Anstalten uns ewig glücklich zu machen, darin enthalten ist.

93. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind.

Wilhelm. Das hätte ich nicht gedacht, daß unsere Uhrscheibe am Kirchthurm so groß wäre! Nun glaube ich gern, was ihr neulich von der

Son-

Sonne, Mond und Sternen sagtet. Aber, lieber Vater, ihr wolltet mir ja die Frage beantworten: Ob alle Menschen, die auf dem Erdboden wohnen, eben so aussehen, als wir.

Der Vater. So, wie es verschiedene Gewächse einer Art, z. E. mancherley Birnen, in unsern Garten giebt; so giebt es auch verschiedene Menschen. Um sie zu unterscheiden, hat man die Farbe der Haut zum Kennzeichen gemacht; und dann giebt es weiße, schwarze und kupferfarbene. Es giebt zwar noch anders gebildete Menschen, von denen es aber nicht so gewiß ist, ob ihre Farbe und andre Besonderheiten, nicht etwa Krankheit, oder doch zu selten sey, als daß man eine eigene Gattung daraus machen könnte. Einige, und sonderlich die Schwarzen, haben alle ein kurzes krauses Haar, wie ein Schaaf, dessen Farbe beständig schwarz ist.

Wilhelm. Vor diesen Leuten würde ich laufen, und mich verstecken.

Vater. Und warum dieses? Es giebt unter ihnen sowohl gute Menschen und Freunde Gottes, als unter uns, wie du in der Bibel finden kannst.

Wilhelm. Ja, ich besinne mich, lieber Vater auf den Spruch: Bey Gott ist kein Ansehn der Person; sondern unter allerley Volk, wer ihn verehret und recht thut, der ist ihm angenehm. Aber die Leute wohnen wohl weit von hier? Nennt mir doch ihr Land.

Vater. Wenn du es behalten willst, so will ich dir sagen, daß man das Stück der Schöpfung

Got-

Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land oder Wasser; und so viel man jetzo weiß, etwas mehr Wasser als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, woselbst, und in Asia, die meisten weißen Leute; in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbenen wohnen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. In der See sollen ja so große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande giebt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinen Rücken ein kleines Haus und über dreyßig Mann dahin tragen kann. So wie unter den Vögeln der Strauß, welcher größer ist, als ein Reuter auf einem großen Pferde.

Wilhelm. Ihr redet keine Unwahrheit, lieber Vater, darum glaube ich euch gern.

Vater. Aber nun giebt es auch so kleine Thiere, die noch viel tausendmal kleiner sind, als eine Milbe, und die doch noch viel kleinere Glieder an ihrem so kleinen Körper haben müssen, welche Glieder alle sehr künstlich und ordentlich gemacht sind.

Wilhelm. Lieber Vater! diesesmal wollt ihr mich auf die Probe stellen. Wie hat denn ein Mensch diese Thiere selbst sehen können, vielweniger ob sie künstliche Gliedmaßen haben, da sie noch viel kleiner seyn sollen, als eine Milbe? Da muß einer ja schon gute Augen haben, der eine Milbe nur erkennen will.

Vater. Mein lieber Sohn, erinnere dich an die Geschichte mit der Sonne und den Sternen, die du für so klein hieltest; und dein Urtheil wird bescheidener ausfallen. Gewiß ist alles, was ich dir sage. Denn ich würde dir schaden, wann ich bey deiner Belehrung scherzte. Freylich hätte man mit bloßen Augen weder diese Thiere, noch ihre kleinen Glieder gesehen; aber man hat die Kunst erfunden, sehr helles Glas so zu schleifen, daß es, wann man etwas kleines dadurch betrachtet, dieses viel tausendmal größer erscheinen macht, als es ist.

Wilhelm. Das ist eine vortreffliche Erfindung! Aber, lieber Vater, wie herrlich ist Gott, der das alles, groß und klein, gemacht hat! Wie unzählbar sind also seine Werke! Wir mögen noch

nicht

nicht die Hälfte davon kennen! Nun glaube ich es gerne, daß auch in allen diesen Sternen Geschöpfe Gottes sind.

Vater. Sieh, mein lieber Sohn, das wird, wann wir fromm sind, nach dem Tode vielleicht unserer Beschäftigungen eine seyn, die unzählbaren Werke Gottes besser, als hier, zu erkennen, und denn seine Majestät mit allen Engeln und Seligen voll demüthiger Verwunderung zu verehren und anzubeten.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, ich will auch recht fromm seyn. Wann ich nur schon todt wäre und das alles sähe!

Vater. Nein, mein Sohn, sondern du mußt leben wollen, so lange Gott will, und dich hier in deinem Beruf treu, fleißig und rechtschaffen verhalten. Nur zu solchen will Gott dereinst sprechen: Ey du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenig getreu gewesen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

94. Eine kurze Nachricht von der Welt.

Im Anfang einer hellen Sommernacht saß einstmals Vater und Sohn vor der Thür ihres Hauses. Der Anblick so vieler leuchtender Sterne rührte den Sohn. Ach, lieber Vater, sprach er, noch nie sah ich den Himmel so schön!

Der Vater. Und doch bist du zwölf Jahr alt, und hast also schon manche helle Nacht erlebt!

Wilhelm. Ja wohl; aber ich habe nur nicht Achtung darauf gegeben.

Vater. Das war es, mein Sohn. Und David hat also wohl recht, wenn er sagt: Groß sind zwar die Werke Gottes; aber nur der hat Lust daran, der darauf achtet.

Wilhelm. Ich will auch nun auf alles recht achten, was Gott gemacht hat, damit ich Gott recht kennen und lieben lerne. Aber, lieber Vater, ihr wißt ja so viel Gutes, erzählt mir doch etwas von Himmel und Erde, und was eigentlich die Sterne seyn mögen.

Vater. Das alles zusammen wird die Welt genannt. Und wer also dieses Wort, Welt, gebraucht, soll damit meinen alles Sichtbare, was Gott geschaffen, oder gemacht hat.

Wilhelm. Kennen wir denn alles, was Gott geschaffen hat, lieber Vater?

Vater. Nein, nicht alles. Manches ist sichtbar, und manches unsichtbar. Sichtbar sind alle die Dinge, welche in unsere Sinne fallen, solche Dinge z. B. die wir mit gesunden Augen sehen, und mit unsern Gliedern fühlen können. Doch davon ein andermal. Jetzt wollen wir von den Sternen reden, die du da schimmern siehst. Einige haben ein eigenes Licht, so wie unsere Sonne, diese heißen Fixsterne; andere haben kein eigenes Licht, sondern werden von solchen Sonnen erleuchtet, und diese heißen Planeten. Die nun zu solcher Sonne gehören, die machen mit ihr ein besonderes Ganzes aus, so wie Glieder deines Körpers zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen. Zu unserer Sonne gehören auch

solche Sterne, die man Planeten nennt, davon der Mond der bekannteste, und weil er uns am nächsten ist, unsere Nächte zu gewissen Zeiten erleuchtet.

Wilhelm. Wie groß ist wohl ein solcher Stern?

Vater. Sie sollen sehr groß seyn, sagen die Leute, die dergleichen zu berechnen verstehen, viel größer, als unsere Erde. Denn unsere Erde ist auch ein solcher Stern, und wird von den Geschöpfen im Monde so gesehen, wie wir den Mond sehen.

Wilhelm. Was sagt ihr, lieber Vater, sind denn im Mond auch Geschöpfe?

Vater. Verständige Leute vermuthen es aus vielen Gründen, weil der Mond viel ähnliches mit unserer Erde hat; aber beschreiben kann ich dir sie nicht.

Wilhelm. Wie groß ist denn also unsere Erde?

Vater. Weißt du, wie viel Zeit dazu gehört, um im gewöhnlichen Schritt eine Meile Weges zu gehen?

Wilhelm. O ja, lieber Vater! Zwo Stunden geht man gemeiniglich, wenn man sagt, man sey eine Meile Weges gegangen.

Vater. Nun, so wirst du mich verstehen, wenn ich dir sage, daß unsere Erde fünf tausend und vier hundert solcher Meilen im Umkreise hat.

Wilhelm. Das ist ja sehr groß. Und dagegen sind die Sterne nur sehr klein, und die Sonne ist kaum so groß, als die Uhrscheibe an unserm Kirchthurm.

Vater. Du irrst, mein lieber Sohn, wenn du dieses glaubst; es sind sehr wenige von den Sternen, die du siehst, welche nicht unzähligemal größer wären, als unsere Erde. Aber weil sie so weit von uns entfernt sind, darum scheinen sie uns kleiner, als sie sind. Du sagtest von der Uhrscheibe an unserm Kirchthurm. An diesem Exempel will ich dich morgen überführen, daß, wann uns etwas Entferntes klein scheint, wir es darum nicht für so klein halten müssen, als es das Ansehn hat.

Wilhelm. Ach, lieber Vater, vergebt mir noch eine Frage. Sehen denn alle Menschen auf der Erde so aus, als wie wir?

Vater. Davon wollen wir bey der ersten guten Gelegenheit weiter reden. Jetzt gehen wir zu Bette. Denn es ist spät, und loben Gott vorher, der uns an seinen Geschöpfen erkennen läßt, wie groß und gut er sey. Weißt du nicht ein schönes Lied, welches sich dazu schickte?

Wilhelm. Ja, lieber Vater, das Lied: Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht u. s. w. Auch euch danke ich herzlich, lieber Vater, daß ihr mir dieses alles erzählt habt. Gott schenke euch dafür eine ruhige Nacht!

Vater. Dir auch, mein Sohn!

95. Lehr-Anstalten.

Nicht allein die Kinder brauchen Unterricht und Lehrmeister in ihren Schulen, auch den Erwachsenen ist es nützlich, an Gott und Pflicht, Gewiß-

wissenhaftigkeit und Berufstreue sowohl, als auch an das Ende des vergänglichen, und was nach dem Tode folgen kann, erinnert zu werden. Dazu sind gewisse Tage der Ordnung wegen bestimmt. Die Erwachsenen versammlen sich denn in geräumigen Gebäuden, und ein dazu bestimmter Lehrer redet laut zu ihnen, um sie zu guten Vorsätzen zu ermuntern, oder darin zu bestärken, daß Tugend der einzige Weg zur wahren Glückseligkeit sey. Wohl dem, der gerne hört und lernt!

96. Armen-Versorgung.

Es wäre sehr gut, wenn jeder sich und die Seinigen durch nützlichen Erwerb ernähren und versorgen könnte. Weil aber doch manche verarmen, und sich selbst nicht mehr helfen können, so würden sie betteln, oder von denen, die noch etwas haben, sich Gaben zu ihrem Unterhalt erbitten. Dieses ist eine große Unordnung und Plage. Denn unter dem Schein des Bettelns schleichen auch Diebe sich ein, und jeder muß sein Eigenthum ängstlich behüten. Damit nun niemand betteln dürfe, sind Armen-Häuser errichtet, dahin werden alle Bettler und verdächtige Menschen geschickt, und mit dem nothdürftigen, bey solcher Beschäftigung, die sich für jeden schickt, versorgt. Es ist also billig, daß jeder für seine Sicherheit etwas zur Erhaltung dieser wohlthätigen Anstalt beytrage.

97. Hospitäler, Kranken-Häuser, Lazarethe.

Alte, Gebrechliche und Kranke können oft sich selbst nicht helfen, oder haben keinen um sich, der ihnen Pflege leisten könnte. Dazu dienen die Hospitäler und Kranken-Häuser, worin dergleichen Menschen mit Arzeney-Mitteln versehen, und wo möglich wieder geheilt werden, oder im Alter einen sichern Zufluchtsort finden. Für die Soldaten sind die Lazarethe, worin sie umsonst von Wunden und Krankheiten geheilet werden.

98. Polizey.

Alles was zum Besten des vereinigten Ganzen, welches man einen Staat heißt, geschieht — Alle Einrichtungen zur Sicherheit der Straßen und Wege, zur Fortschaffung der Reisenden, oder der Briefe, zur Gesundheit der Einwohner, und zur Verhütung der Feuers- und Wassers-Gefahr, und des Mangels an Lebensmitteln, heißen mit einem Worte: Polizey. Wo dergleichen ist, da ist auch Ordnung und Wohlstand. Darum muß sich auch ein jeder ihre Einrichtung gefallen lassen.

99. Vaterlands-Liebe.

Wo der Mensch geboren und erzogen ist, das heißt sein Vaterland. Ihm hat er viel zu danken. Die Freuden seiner Kindheit, seinen ruhigen Wohnort unter seinen Verwandten, Freunden und Landsleuten, Sicherheit und Schutz bey seiner Nahrung und Gewerbe, seine Verbindungen mit andern

Men-

Menschen, seine von Jugend auf gewohnte Lebensart — Alles dieses macht ihm sein Vaterland lieb und werth. Gern muß also der Mensch nun auch das ertragen, was etwa für Mühe oder Gefahr zum Wohl des Vaterlandes auf ihn trift. Als er jung war, thaten das andre für ihn: So ist es denn billig, daß er, wenn er älter wird, es auch für andre thue.

100. Tischgebet.

Ich danke dir, o Gott! das heut
Uns Kleidung, Speis' und Trank erfreut.
Von dir kömmt dieser Segen.
Du giebst, was unser Feld uns trägt,
Durch Luft, die nützlich sich bewegt,
Thau, Sonnenschein und Regen!
Behüt uns, Gott! für Landesnoth,
Gieb uns Gesundheit, hilf uns Brodt
Durch klugen Fleiß erwerben!
Der Obrigkeit gehorsam seyn,
Und Gutes lieben, Böses scheun,
Froh leben, selig sterben!

101. Gute Gedanken.

Gott Lob! daß ich nun wissen kann,
Was bös' und gut sey, und woran
Ich beides unterscheide.
Recht will ich thun; hilf mir, o Gott!
Nicht achten auf der Menschen Spott,
Wenn ich das Böse meide.
Denn Gott ist doch der beste Freund.
Er lenkt, was noch so widrig scheint,
Zum wahren Wohlergehen.
Wer fromm ist, den verstößt Gott nicht;
Der darf mit Kindeszuversicht
Auf ihn, als Vater, sehen.

102. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit und von der Schädlichkeit des Lasters.

Ein fröhlich Herz, gesundes Blut,
Ist in der That ein großes Gut,
Uns hat es Gott gegeben.
Ach dankten wir
Doch Gott dafür
In unserm ganzen Leben!

Wer Gott gehorcht, der dankt ihm recht,
Geschenk' und Gaben sind zu schlecht,
Weil Gott das Herz begehret.
Wenn uns gefällt,
Was Gott gefällt;
Dann wird Gott recht verehret.

Gott weiß am besten, was uns nützt.
Wer ihm gehorcht, der bleibt beschützt
Vor mancher Sorg und Plage.
Wer Gott verläßt.
Dies glaubet fest!
Hat nie zufriedne Tage.

Ein Laster führt zum andern hin;
Sich zu verbergen muß er fliehn
Von Vaterland und Hütte.
Die Obrigkeit
Verfolget weit
Des Bösen flücht'ge Schritte.

Die Unruh seines Herzens geht
Mit ihm umher; und wo er steht,
Da nagt ihn Furcht und Kummer,
Der böse Rath,
Die böse That,
Verwehrt ihm Ruh und Schlummer.

Wer aber reines Herzens ist,
Und Gottes Wohlthat nicht vergißt,
Ihn durch Gehorsam ehret;

Den schützet Gott
In aller Noth;
Sein Segen wird vermehret.

103. Aerntelied.

Herr Gott! wir loben dich für allen deinen Segen,
Den wir mit frohem Muth in unsre Scheunen legen.
Du wußtest, was uns fehlt, und halfest gnädiglich.
Nun ist kein Mangel mehr, und alles freuet sich.

Doch laßt uns beym Genuß der Güter dieser Erden
Nicht undankbar und frech, nicht faul und lieblos werden.
Der dankt Gott in der That, der, wenn Gott Segen giebt,
Aus Liebe gegen Gott, auch Lieb an Menschen übt.

104. Morgenlied einer frommen Magd.

Durch Ruh erquickt in dieser Nacht,
Bin ich aus tiefem Schlaf erwacht.
Nun will ich auch nicht länger ruhn,
Und eilen meine Pflicht zu thun.

Das Vieh schreit mich um Futter an —
Ich will es pflegen, wie ich kann.
Für Lohn und Nahrung sollt' ich nicht
Auch treu beweisen meine Pflicht?

Kein Schaden soll durch mich geschehn.
Man soll mich niemals müssig sehn.
Mehrt sich durch mich der Herrschaft Gut,
So lohnt mirs Gott, wenn sie's nicht thut.

Da lieben Thiere! freßt euch satt!
Wohl dem, der Vieh zu warten hat!
Wie mancher hat nicht Vieh, nicht Brod,
Und leidet sonst noch große Noth!

Mir fehlet nichts. Ich bin gesund.
Drum preis' ich Gott mit Herz und Mund.
Thu ich das meine gern und treu;
So leb und sterb ich sorgenfrey.

105. Morgenlied des frommen Knechts.

Da zieh ich wiederum ins Feld,
Gesund an Gliedern, stark an Kräften,
Und lobe Gott, der mich erhält,
Und ruft zu nützlichen Geschäften.

Mein Brodherr sieht mich jetzo nicht,
Doch sieht mich Gott, der einst wird fragen:
Wie jeder seines Amtes Pflicht,
Erfüllt, in seines Lebens Tagen?

Das Vieh ist meiner Hand vertraut,
Ich will es nicht unnöthig quälen
Es fühlet Schmerz; und ders gebaut,
Wird seine stummen Klagen zählen.

Zu Schaden dingt man keinen Knecht;
Vielmehr des Nutzens viel zu bringen.
Wie nütz' ich nun, wie mach' ichs recht?
O möchte mirs doch wohl gelingen!

Mit Gott fang ich die Arbeit an,
Hilf Gott! daß ich sie auch vollende!
Wer seine Pflicht hat treu gethan,
Den schrecket nicht des Lebens Ende.

106. Lied des frommen Säemanns.

Den Saamen kann ich streuen;
Wer aber giebt Gedeihen?
Wer als mein Gott, nur du!
Soll er im Halme schiessen,
So muß ihn Gott begiessen,
Da reichet Menschenkraft nicht zu.

Zu deinen Himmelshöhen
Erhebt sich, Gott, mein Flehen!
Mit Segen sieh herab
Auf Ackerwerk und Weide!
Füll unser Herz mit Freude,
Das deinem Schutz es übergab!

Beglückt mich Aerntesegen:
Weil Wärm und Wind und Regen
Du schenktest gnädiglich:
So will ich mich des Armen,
Der nichts gewann, erbarmen,
So segnest du einst wieder mich.

107. Abschiedslied eines frommen Soldaten.

Für Brüder und fürs Vaterland
Zu schützen Recht und Ruh,
Bekomm ich Waffen in die Hand,
Und Sold und Brod dazu.
Viel leichter ists am Pfluge stehn,
Als in der wilden Schlacht;
Doch ohne Gott kann nichts geschehn,
Er hats in seiner Macht.
Wills Gott, so ist auch Krieg uns gut.
Zwar weiß ichs wohl nicht, wie?
Doch trau ichs Gott, und habe Muth;
Sey mein Beruf auch Müh.
Nicht plündern will ein tapfrer Mann,
Nicht mehren Landesnoth,
Nicht rauben (die ihm nichts gethan)
Den Armen Kleid und Brod.
Ins Glied, wo seine Fahne weht,
Ihn fordert sein Geschick.
Fest wie ein Fels der Fromme steht,
Der Frevler bebt zurück.
Ists Wunder, daß entfliehet der,
Der nur ein Leben kennt?
Gott kennt der Tapfre — weiß, daß Er
Ihm noch ein zweytes gönnt.
Was wiegt ihm Leben oder Tod?
Nichts — gegen Treu und Pflicht.
Wer die bedenkt, hat Muth in Noth,
Denn Gott verläßt ihn nicht.

Inhalt.

		Seite
1.	Das Kind.	5
2.	Was kann man in der Schule lernen?	5
3.	Die Natur.	6
4.	Der Mensch, oder Leib und Seele.	6
5.	Gesundheit des Körpers.	7
6.	Krankheit des Körpers.	8
7.	Die Erkältung.	8
8.	Unmäßigkeit.	9
9.	Ich möchte gern wieder gesund werden.	9
10.	Der Ungeduldige.	10
11.	Der ordentliche Kranke.	10
12.	Von Seelenkrankheiten.	11
13.	Michel.	12
14.	Die Langeweile.	13
15.	Die beyden Schulkinder.	13
16.	Die Lügnerinn.	14
17.	Klaus und Fritze.	14
18.	Die Mutter und das Kind.	15
19.	Leckermaul.	17
20.	Der Baumverderber.	17
21.	Die ungleichen Brüder.	18
22.	Der kleine Dieb.	19
23.	Das Bild oder der Schein betrügt.	19
24.	Die Mausefalle.	20
25.	Das Vogelnest.	21
26.	Von Nahrungsmitteln.	21
27.	Allzuviel ist ungesund.	22
28.	Die neidische Nachbarinn.	23
29.	Der Selbstbetrug.	24
30.	Der Heuchler oder Augendiener.	24
31.	Der böse Knecht.	25
32.	Der Furchtsame.	25
33.	Aberglauben.	26
34.	Irrthum in der Ursache.	28
35.	Die Aufhetzerinn.	30
		36

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0096
DFG

36. Die Folgen des Unfriedens. 31
37. Der Hehler. 31
38. Die bösen Bauern. 32
39. Der Verschwender. 33
40. Der Geizige. 33
41. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz. 34
42. Die Reisenden. 36
43. Vom Nutzen des Lesens und Schreibens. 36
44. Vom Nutzen der Obrigkeit. 37
45. Die Strafe. 39
46. Ursach und Wirkung. 39
47. Laß ab vom Bösen und lerne Gutes thun. 40
48. Der Herr kömmt. 41
49. Gute Vorsätze. 42
50. Tugend. 43
51. Das aufrichtige Kind. 43
52. Das Glück des Tugendhaften schon hier auf Erden. 44
53. Die Apfelkerne. 45
54. Der kleine Gärtner. 46
55. Die gute Magd. 46
56. Der rechtschaffene Knecht. 46
57. Der Menschenfreund. 47
58. Der kluge Wirth bey der Theurung. 48
59. Der Freund in der Noth. 48
60. Die Kunst ohne Reue fröhlich zu seyn. 49
61. Die Zugvögel. 50
62. Das arme Kindermädchen. 52
63. Die gute Schwester. 53
64. Der Dankbare. 54
65. Die Wiedererstattung. 55
66. Die Wahrheit. 56
67. Das Gewitter. 56
68. Schicksal. 58
69. Es ist mehr Gutes als Böses in der Welt. 59
70. Vom Wesentlichen und Zufällen. 60
71. Von den Vorzügen des Landlebens. 61
72. Die Fremden. 65
73

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0097
DFG

73. Vorsicht mit Feuer. 65
74. Belehrung über die Gefahr, aus Unwissenheit sich und andre zu vergiften. 66
75. Das ordentliche Dorf. 67
76. Stadt. 68
77. Handwerk. 69
78. Fabrik. 69
79. Kauf und Verkauf. 70
80. Münze. 70
81. Maaß und Gewicht. 70
82. Recht und Pflicht. 71
83. Gesetze. 71
84. Gericht. 72
85. Vertheidigung. 73
86. Soldaten. 73
87. Verhältniß. 74
88. Das Fuhrwerk. 74
89. Die Schiffahrt. 75
90. Das Bergwerk. 76
91. Kalender. 76
92. Die künstliche Erdkugel, oder der Globus. 77
93. Von der Erde und den Geschöpfen, die darauf sind. 79
94. Eine kurze Nachricht von der Welt. 83
95. Lehranstalten. 86
96. Armen-Versorgung. 87
97. Hospitäler, Kranken-Häuser, Lazarethe. 88
98. Polizey. 88
99. Vaterlands-Liebe. 88
100. Tischgebet. 89
101. Gute Gedanken. 89
102. Vom Nutzen der wahren Frömmigkeit ꝛc. 90
103. Aerntelied. 91
104. Morgenlied einer frommen Magd. 91
105. Morgenlied des frommen Knechts. 92
106. Lied des frommen Säemanns. 92
107. Abschiedslied eines frommen Soldaten. 93

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0098
DFG

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1727560973/phys_0100
DFG

Gottes, oder den Planeten, worauf wir wohnen, die Erde nennet. Auf dieser Erde ist nun entweder festes Land oder Wasser; und so viel man jetzo weiß, etwas mehr Wasser als Land. Das feste Land ist in fünf Abtheilungen gebracht, denen man Namen gegeben hat, um sie besser zu behalten: Europa, Asia, Afrika, Amerika und die Südländer, von denen noch vieles uns unbekannt ist, aber mit der Zeit entdeckt werden kann.

Wilhelm. In welcher Abtheilung wohnen denn wir, lieber Vater, und in welcher die schwarzen und kupferfarbenen Menschen?

Vater. Wir in Europa, woselbst, und in Asia, die meisten weißen Leute; in Afrika die meisten schwarzen, und in Amerika die meisten kupferfarbenen wohnen. Obgleich alle diese Abtheilungen große Inseln, oder rund mit Wasser umflossene Länder sind; so giebt es doch auch noch kleinere Inseln, die ihrer Nähe wegen zu der oder jener Abtheilung gerechnet werden.

Wilhelm. In der See sollen ja so große Fische seyn, lieber Vater?

Vater. In der See und auf dem Lande giebt es sehr große und sehr kleine Thiere. Glaubst du wohl, daß es in der See Thiere giebt, die länger und dicker sind, als der stärkste Stamm eines Eichbaums? Auf dem Lande ist der Elephant das größte Thier, der auf seinen Rücken ein kleines Haus und über dreyßig Mann dahin tragen kann. So wie unter den Vögeln der Strauß, welcher größer ist, als ein Reuter auf einem großen Pferde.